

# POLYLOGE

## Materialien aus der Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit Eine Internetzeitschrift für „Integrative Therapie“ (peer reviewed)

2001 gegründet und herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr. mult. **Hilarion G. Petzold**, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Hückeswagen,  
Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris, emer. Freie Universität Amsterdam

### In Verbindung mit:

Dr. med. **Dietrich Eck**, Dipl. Psych., Hamburg, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit,  
Hückeswagen

Univ.-Prof. Dr. phil. **Liliana Igrić**, Universität Zagreb

Univ.-Prof. Dr. phil. **Nitza Katz-Bernstein**, Universität Dortmund

Prof. Dr. med. **Anton Leitner**, Department für Psychosoziale Medizin und Psychotherapie, Donau-Universität Krems

Dipl.-Päd. **Bruno Metzmacher**, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Lic. phil. **Lotti Müller**, MSc., Psychiatrische Universitätsklinik Zürich, Stiftung Europäische Akademie für biopsychosoziale  
Gesundheit, Rorschach

Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, MSc., Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Dr. phil. **Sylvie Petitjean**, Universitäre Psychiatrische Kliniken Basel, Stiftung Europäische Akademie für biopsychosoziale  
Gesundheit, Rorschach

Prof. Dr. päd. **Waldemar Schuch**, M.A., Department für Psychosoziale Medizin, Donau-Universität Krems, Europäische  
Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Hückeswagen

Prof. Dr. phil. **Johanna Sieper**, Institut St. Denis, Paris, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit,  
Hückeswagen

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Hückeswagen.

Ausgabe 24/2012

## Arbeitslosigkeit aus der Sicht der Integrativen Therapie/Gestalttherapie\*

*Peter Jonas, Linz*

---

\*Aus der „Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper, Hückeswagen <mailto:forschung.eag@t-online.de>, oder: [EAG.FPI@t-online.de](mailto:EAG.FPI@t-online.de), Information: <http://www.Integrative-Therapie.de>). Aus: *Gestalt und Integration* 97/98 Band 1 S. 189-221

## 1. ÜBER ARBEITSLOSIGKEIT SCHREIBEN BEDEUTET ...

Seit Abschluß meines Studiums spielt Arbeitslosigkeit eine kontinuierliche, manchmal unbedeutende, zuweilen aber auch zentrale Rolle in meinem Leben. Offen gesagt war *es* nicht so, daß mich dieses Thema von Anfang an fasziniert hätte. Ich wäre nicht auf die Idee gekommen, *es* zum Beispiel für eine Dissertation zu wählen. Aber der Arbeitsmarkt hat eine eigenartige Dynamik, und manchem legt er nahe, sich mit Arbeitslosigkeit zu beschäftigen. Auf die eine oder andere Weise. Die eine hat mich naturgemäß ereilt, sobald ich die Promotionsurkunde in der Dokumentenmappe abgelegt hatte und den Blick nachdenklich aus dem Fenster der Altbauwohnung richtete.

Arbeitslosigkeit ist u. a. eine Frage des Bewußtseins, ein „state of mind“. Als Student waren Arbeiten und Nichtarbeiten, Studieren und Nichtstudieren eine Frage von Freizeit, Geld und Prüfungen. Solange der Studienabschluß als glaubhaftes Ziel vorhanden war, hatten *alle* anderen Themen etwas Vorläufiges und Unwirkliches, private wie berufliche. Kaum jemand heiratete während dieser Zeit, nahm einen fixen Job an oder kaufte sich eine Eigentumswohnung (sofern das leistbar war). Mit dem Abschluß wird sowieso alles anders.

*Lewin* berichtet in einem frühen Artikel über seine Zeit als Soldat an der Westfront im 1. Weltkrieg, daß die Frontlandschaft für die Bauern eine andere war als für die Soldaten (*Lewin* 1917, zitiert nach *Wheeler* 1993). Die objektiven Gegebenheiten wie Gräben, Sträucher und Hügel wurden natürlich von beiden wahrgenommen, aber sie hatten je nach Ausgangspunkt des Betrachters verschiedenen Funktionswert. Die Bauern beobachteten die Vegetation mit anderen Augen, und für sie waren Heuschaber buchstäblich andere Gebäude als für die Krieger, die darin Möglichkeiten zur Deckung sahen. Im Sinne der Klassischen Gestalttheorie sind die Objekte im Feld Figuren, die sich vom Hintergrund abheben. Es sind letztlich die Bedürfnisse des Beobachters, die das Feld organisieren. Nach *Lewin* stehen die Bedürfnisse in hierarchischem Verhältnis zueinander und werden in Figuren höherer Ordnung organisiert. Die umfassendste Gestalt ist die „Topologie des aufgelösten Feldes“, aufgelöst nach dem übergreifenden Ziel des Subjekts.

Doch kehren wir zurück zu dem 27jährigen, der nachdenklich aus dem Fenster blickt. Neue Bedürfnisse und Notwendigkeiten organisieren seine Lebenswelt und verleihen Arbeit und Nichtarbeit eine neue Bedeutung. Da wechselt einer von einem Seinszustand in einen anderen. Eben noch Student und nun Akademiker. In der Bevölkerung ist das Prestige von Studenten eines der geringsten, das von Akademikern eines der höchsten. Wie kann das sein, wo doch das eine aus dem anderen hervorgeht? Es muß sich um eine Metamorphose handeln. Das Subjekt wird über eine unsichtbare Linie geschoben, sozusagen promoviert. Was aber, wenn es sich um einen *arbeitslosen Akademiker* handelt? Eine *contradictio in adjecto*? Denn noch geringer als der Student wird der Arbeitslose geachtet. Der neue Seinszustand ist also ein durchwegs widersprüchlicher. In die Freude über das Erreichte mischt sich bereits die Sorge um die Zukunft.

Arbeitslosigkeit hat viele Aspekte. Einer, auf den wir später zu sprechen kommen werden, ist der Aspekt der Nicht-Existenz. Arbeitslos sein zeichnet sich dadurch aus, daß man etwas *nicht* hat und etwas *nicht ist*. Ein anderer Aspekt ist die dialektische Qualität, die dieser „Nicht-zustand“ offenbart, wenn die betroffenen Subjekte eine kritische Anzahl überschreiten. Dann entstehen nämlich aus der Arbeitslosigkeit selbst neue Arbeitsplätze. Ein Freund schlug vor, ein Projekt zur Betreuung Arbeitsloser auszuarbeiten. Es war die Zeit der *Sozialprojekte*. Zwei Monate später hatten wir zwei Psychologenposten inne, die *es* vor uns nicht gab. Damit begann die andere Weise der Beschäftigung mit Arbeitslosigkeit. Meine Arbeitsbiographie definierte sich an der Arbeitslosigkeit der anderen. Neun Jahre lang - bis zum letzten Sommer.

Über Arbeitslosigkeit schreiben, bedeutet für mich: Selbsterlebtes erinnern und nacherleben, Erfahrungen mit Klienten rekapitulieren und in alten Protokollen schmökern; Betroffenheit zulassen und zu ihr auf Distanz gehen, Literatur suchen und lesen, das alles ordnen und beginnen, es in einer Textur zu verweben.

## 2. RECHERCHE

„*Tut mir leid. Sie sehen es ja, wir haben jetzt alles durch und nichts gefunden*“ (Dr. Hatzmann, Zentralkatalog der wissenschaftl. Bibliotheken Oberösterreichs nach der Internetrecherche).

Warum existiert so wenig Literatur über Psychotherapie und Arbeitslosigkeit, wo doch sonst über jeden Schwachsinn geschrieben wird? Ich konnte es zu Beginn nicht recht glauben. Natürlich gibt es eine ganze Menge *rund um das Thema*. Punktgenaues läßt sich jedoch nicht finden. Das Suchprofil, mit dem ich zuerst arbeitete, lautete auf Verknüpfung der *Schlagworte* Psychotherap\$ u. Arbeitslos\$. Sowohl in den Buchhandels-CD-ROMs (VLB und BIP) als auch in den österreichischen, deutschen und britischen Bibliotheksverzeichnissen war das Ergebnis tatsächlich Null. Das gleiche in der nichtselbständigen Literatur (Zeitschriftenartikel). Untersucher Zeitraum war 1974 bzw. 1980 bis heute. Ein freundlicher, für Literaturrecherche zuständiger Herr vom oberösterreichischen Zentralkatalog, den die Sache selbst zu interessieren begann, widmete zwei Vormittage meinem Forscherdrang. Wir befragten über

## Internet

- den Österreichischen Verbundkatalog
- die Deutsche Nationalbibliographie
  
- Lycos Deutschland
  
- den Karlsruher Virtuellen Katalog
- die Deutsche Bibliothek Berlin
  
- den Deutschen Verbundkatalog maschinenlesbarer Daten
  
- und eine der weltweit größten Datenbanken für Zeitschriftenartikel, die „Internationale Bibliographie der Zeitschriftenliteratur“ (IBZ) in Berlin
- zu guter letzt eine allgemeine Suche im World Wide Web mit der Searchmaschine „Alta Vista“. Dabei ist festzuhalten, daß die Schlagwortsuche bekanntlich viel weiter greift als die Titelsuche. Durch die Trunkierung werden zudem alle möglichen Wortendungen einbezogen. Erst die neue Trunkierung auf Psycho\$ u. Arbeitslos\$ brachte Material auf den Bildschirm: Etwa zweihundert Titel, die ich durchgesehen habe und jetzt ausgedruckt neben mir habe. *Hilarion Petzold* verweist nach einer Anfrage auf den Artikel „Krankheitsursachen im Erwachsenenleben“ in *Integrative Therapie* 96/2 und auf den Sammelband „Psychotherapie und Arbeitswelt“ von 1985. Der letzte Hinweis war nützlich. Der Band enthält als einziger punktgenaue Beiträge zum Thema, die allerdings noch erheblich vor 1985 ihre Erstveröffentlichung erlebt haben.

Liegt es wirklich allein daran, daß sich Arbeitslose Therapie nicht leisten können, daß sie in der psychotherapeutischen Literatur konsequent *nicht* vorkommen? Immerhin, wer nicht ausschließlich mit der Oberschicht arbeitet, *muß* doch von Zeit zu Zeit auch arbeitslose Klienten haben. Nebenbei taucht das Thema manchmal auf, wenn über Identität geschrieben wird oder über Lebensänderungskrisen. Nie aber war es den Autoren so wichtig, daß sie es in die Schlagwortkennzeichnung oder gar in den Titel der Publikation genommen hätten. Im Index am Ende der drei Bände "Integrative Therapie" (*Petzold* 1993) kommen die Begriffe *arbeitslos/Arbeitsloser* gleichfalls nicht vor.

Die Meinungsforschung zeichnet seit das Jahren das gleiche Bild: Die Arbeitslosigkeit nimmt unter den Ängsten der Österreicher den ersten Platz ein. In Deutschland wird es nicht viel anders sein. Wobei es sich angesichts der Daten um keine irrationale Angst, sondern um eine einigermaßen realistische Befürchtung handelt. Die EU kommt auf einen Quotendurchschnitt von 11 % der Erwerbsbevölkerung; mißt man die unter 25jährigen alleine, auf einen Schnitt von 20 % (!). Das waren 1995 18 Millionen Arbeitslose. In einer offiziellen Broschüre der Europäischen Kommission wird festgehalten, daß das Ziel, die Quote bis zum Jahr Zweitausend zu halbieren, nur erreicht werden kann, wenn 15 Millionen *zusätzliche Arbeitsplätze* geschaffen werden. Stabil auf dem gegenwärtigen Stand wird die Quote nur bei einem regelmäßigen Wirtschaftswachstum von mindestens 2,5 % bleiben. Jede Wachstumsziffer darunter bedeutet einen weiteren Zuwachs der Arbeitslosenzahl (*Generaldirektion Information der Europäischen Kommission* 1995). Mit Ausnahme von einigen temporären Rückgängen steigt die Arbeitslosenquote seit 1981 kontinuierlich an und überschritt vorigen Jänner in Österreich mit 300.000 die bisherige Höchstmarke der zweiten Republik aus dem Jahr 1955. In der BRD kann mit der Zahl 4.660.000 kein Jahr seit 1933 einen höheren Stand aufweisen. Eine Studie des Österreichischen Wirtschaftsforschungsinstituts über das Jahr 1996 beziffert die Quote der Personen, die (mindestens) einmal im Jahr Arbeitslosengeld bezogen, mit 25% der Erwerbsbevölkerung oder 780.000 Personen. Die durchschnittliche Suchdauer beträgt mittlerweile 125 Tage, das Einkommen von 50 % der registrierten Arbeitslosen liegt unter ÖS 7000,-- (DM 1000,-- im Monat (*profil* 1997). Es ist wohl davon auszugehen, daß ein Arbeitsloser im Schnitt mit ein bis zwei Personen in einem Haushalt lebt. Man kann also von vielen Millionen *unmittelbar* Betroffenen sprechen. Rechnet man Verwandte und enge Freunde zu den *mittelbar* Betroffenen, so ergibt sich für Mitteleuropa in Summe eine Gruppe, die in ihrer Größenordnung das Wählerpotential jeder derzeit existierenden politischen Partei um einiges übertrifft. Diese Wirklichkeit der Klienten spiegelt sich aber in den Interessen der Psychotherapeuten überhaupt nicht wider. Verblüffend ist, wie wenig Aufregung die Verhältnisse verursachen. Noch in den 70ern glaubten viele Soziologen, daß die Bevölkerung eine Arbeitslosenquote von über 5 % nicht hinnehmen werde. Aber wie in mehreren Untersuchungen festgestellt wurde, macht Arbeitslosigkeit nicht rebellisch sondern apathisch (*vgl. Jahoda et al.* 1984).

Das Schweigen der psychotherapeutischen Literatur ist ein Faktum. Aber Therapeuten reden gerne. *Fritz Perls* wirkte in erster Linie durch seine Workshops und Vorträge. Schreiben war bekanntlich nicht seine Stärke. Vielleicht tue ich der Zunft unrecht und es gibt Vorträge und Seminare? Eine Erhebung sämtlicher Workshops, Vorträge und Seminare in der Region Linz (Oberösterreich) für die Jahre 1996 und 1997 ergab immerhin eine Summe von 92 Veranstaltungen,

aber keine einzige, die sich mit dem Thema Arbeitslosigkeit beschäftigt (Jonas 1997). Dabei gäbe es für die Psychotherapie allgemein und für die Integrative Gestalttherapie besonders aus ihrem eigenen Anspruch heraus genug Gründe, aktiv zu sein. Aktiv im Sinne von theoretischer Reflexion, Praxeologie und politischer Stellungnahme

"Die derzeitige Situation der Menschen, die in entfremdeter Arbeit stehen, die ihren Arbeitsplatz bedroht sehen oder ihn verloren haben, und nicht zuletzt die Situation der Jugendlichen und Jungakademiker, denen keine Arbeitsmöglichkeiten bereitgestellt werden, macht ein politisches, soziales und praktisch-therapeutisches Engagement der Psychotherapeuten und eine selbstkritische Reflexion ihrer Ziele, Inhalte und Methoden im Hinblick auf diese Probleme dringend erforderlich" (Petzold et al. 1985, S. 8).

Wirkung hatte dieser 12 Jahre alte „Aufruf“ aus einer Zeit, als die Arbeitslosigkeit in der BRD nicht einmal die Hälfte *des* heutigen Wertes maß, wie wir gesehen haben, keine. Ist die Psychotherapie wirklich „... ein von der Lebenswelt weiter Bevölkerungsteile abgehobenes, artifizielles Milieu, durch das sich die Psychotherapeuten der Konfrontation mit dem Alltag entziehen?“ (Petzold et al. 1985, S. 7). Vielleicht liegt eine Ursache darin, daß das Thema Arbeitslosigkeit etwas Diffuses, Allgegenwärtiges und gleichzeitig etwas sehr Konkretes an sich hat. So, wie der Smog, den wir atmen, oder die Radioaktivität nach dem Unglück in Tschernobyl. Strahlenangst, vor allem, wenn sie eine reale Bedrohung darstellte, wäre wohl kein primär psychotherapeutisches Thema. Man kann sie nicht mit psychotherapeutischen Mitteln „wegbringen“. Die Arbeit *des* Therapeuten ginge an der Realität vorbei, der Therapeut wäre in seinem Bemühen, zu heilen, von vornherein zum Scheitern verurteilt. Es geht in solchen Situationen scheinbar darum, zu handeln und nicht zu „reden“. Personen, die von Arbeitslosigkeit betroffen sind, tragen ein ebensolches „extern verursachtes Leiden“. Es steht außerhalb des psychotherapeutischen Raumes, es entzieht sich den Wirkungsmöglichkeiten der gemeinsamen Arbeit. In dieser Hinsicht ist Arbeitslosigkeit vermutlich zu banal und zu konkret für Psychotherapeuten. Bei klassisch intrapsychischen Problemstellungen wie Selbstwertproblemen liegt der „locus of control“ innerhalb der Klienten (aus der Sicht des Therapeuten) und damit innerhalb der Therapiesituation. Meine eigene Hilflosigkeit angesichts der Problemlagen arbeitsloser Klienten ist mir noch in unangenehmer Erinnerung. Selbst mit somatisch schwer erkrankten Personen läßt sich mittels des Konstruktes der Psychosomatik leichter arbeiten. Aber ein Arbeitsloser ist wie jemand, dem ein Dachziegel auf den Kopf gefallen ist. Ein bedauerlicher Zustand, aber was soll man da psychotherapeutisch ausrichten? Außerdem geht das Leiden früher oder später von selbst vorbei. Ein anderes - sehr naheliegendes Motiv - ist bei *Devereux* nachzulesen: „Es ist eine historische Tatsache - wenngleich keine unausweichliche Notwendigkeit, wie ich zu zeigen hoffe -, daß die affektive Verstrickung des Menschen mit dem Phänomen, das er untersucht, ihn oft an einer objektiven Einstellung hindert“ (Devereux 1967, S. 25). Nicht nur „eine objektive Einstellung“ wird durch affektive Verstrickung verunmöglicht. Mit einer eingeschränkten *Fähigkeit zur Begegnung* leiden dort, wo im Therapeuten unbearbeitete Ängste aktiviert werden, auch die Kontakt- und Arbeitsfähigkeit. In der Tat denke ich, daß Psychotherapeuten Angst vor Arbeitslosigkeit haben. Die Arbeitslosigkeit in den dominierenden Quellenberufen (Psychologen, Lehrer, Sozialarbeiter) ist überdurchschnittlich hoch. Der beste Weg, Arbeitslosigkeit zu vermeiden, ist immer noch Höherqualifizierung. Eine Therapieausbildung ist ein guter Weg dazu. Das mag in vielen Fällen nicht das eingestandene Motiv für den Beginn der Ausbildung *sein*, *es* wäre aber naiv, zu behaupten, es spiele keine Rolle. Es ist im Übrigen nicht ehrenrührig - nur wird *es nie* wirklich thematisiert. Fertige Therapeuten bewegen sich auf einem zunehmend engeren Markt. Die *Angst*, mit der Praxisgründung zu scheitern, ist bei Jungtherapeuten enorm, *es* ist die klassische Deklassierungsangst des Mittelstands. Wer Kollegen kennt, denen das wirklich passiert ist - und es gibt solche - und selbst auch noch Schulden von der Ausbildung hat, ist besonders belastet. Der Therapiemarkt ist derzeit ein Nullsummenspiel mit einer wachsenden Zahl an Teilnehmern - und er ist ein „Prisoner Dilemma Game“. Ist es in dieser Lage so verwunderlich, daß auch Therapeuten, denen es gut geht, nichts von Arbeitslosigkeit wissen wollen? Im Verlauf der Arbeit werden wir eine Untersuchung zitieren, die zeigt, daß die Drohung *des* sozialen Abstiegs bei Reichen und bei Armen weniger Panik auslöst als in der Mittelschicht. Der Arbeitslose ist eine Erinnerung, daß der Alptraum Realität werden kann. Deshalb werden er und seine Krankheit gemieden. Es handelt sich allerdings um keine Ausblendung, die der therapeutischen Gemeinschaft allein eigen ist. Werden nicht zunehmend die Boten für die Botschaft bestraft, d.h. die Arbeitslosen statt der Arbeitslosigkeit bekämpft?

### 3. KULTURBEGRIFF ARBEIT

*Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du zum Erdboden zurückkehrst* (Die Bibel, Genesis 3, S. 17-19)

*Die Arbeit ist erste Grundbedingung alles menschlichen Lebens und zwar in einem solchem Grade, daß wir in einem gewissem Sinne sagen müssen: Sie hat den Menschen selbst geschaffen* (Engels, MEW BD.20, 444)

Der Versuch, die pathogenen Wirkungen von Arbeitslosigkeit zu beschreiben, kann nur gelingen, wenn diese Figuren im Kontext eines halbwegs explizierten Arbeitsbegriffs stehen. Der Begriff der Arbeitslosigkeit ist

semantisch und etymologisch mit dem Begriff der Arbeit verbunden, da er ja seinen Gegenpol darstellt. Während aber andere polare Begriffe durchaus unabhängiges Eigenleben zeigen und eine gesonderte Bedeutungsentwicklung erlebt haben (Arbeitszeit - Freizeit, Lohn, Profit etc.) ist die „Arbeitslosigkeit“ in hohem Ausmaß eine Negation der „Arbeit“. Genauso, wie die Problematik der Arbeitslosigkeit immer unter dem Aspekt der „Nicht- Arbeit“ gesehen wurde, hat auch der Arbeitslose keine eigene Identität. Im „Deutschen Wörterbuch: Wahrig“ (1991, S. 182) wird „arbeitslos“ lapidar mit „ohne Arbeit“ erklärt. Ein „Arbeitsloser“ ist ein „Erwerbsfähiger ohne Arbeitsverhältnis“. Um Arbeitslosigkeit auszuloten, ist es notwendig, die *kulturelle Bedeutung von Arbeit* zu thematisieren.

Arbeit und Arbeitslosigkeit sind keine Erfindungen des 20. Jahrhunderts. Selbst bei antiken Autoren lassen sich Hinweise auf einen differenzierten gesellschaftlichen Arbeitsbegriff finden. *Aristoteles* unterscheidet Sklaven- und Freienarbeit (*Rolf Schwendter* S. 28 in *Petzold, Heintz*; 1985) Da in der Polis die niederen Freien Arbeitsverhältnisse eingehen konnten und mußten, existierte ein rudimentärer Arbeitsmarkt. In der Folge hat es auch konjunkturelle Erwerbslosigkeit gegeben, die bei den Betroffenen zu bitterer Armut führte (*Bruhns* 1981, S. 31). Eine moralische Abwertung der Erwerbslosigkeit findet aber nicht statt, weil die Arbeit selbst nicht hoch geschätzt wurde. Vor allem in der vorgriechischen Geschichte ist diese Einstellung sehr eindeutig vorhanden und anhand von Primärquellen gut nachzuweisen. *Johannes Moser* hat eine sehr prägnante Sammlung von Textzitate zusammengetragen, aus denen für die babylonische und altägyptische Zeit die durchgehende Geringschätzung der (körperlichen) Arbeit hervorgeht. In der Gegenwart zeigen ethnologische Studien u.a. über die Tubu (Südafrika) und Haussa (Mittelsudan) das gleiche Ergebnis (*Moser* 1993): Die Arbeit ist das Reich der Notwendigkeit. Es ist nichts Edles daran, sich Notwendigkeiten beugen zu müssen und den Tag damit zu verschwenden. Wobei wohl eine Wechselwirkung von Tätigkeit und dem Status der Träger dieser Tätigkeit zu beachten ist. Arbeit wird dem niedersten Stand aufgebürdet und ist auch deshalb wertlos, weil es die Beschäftigung dieser Schicht ist. *Paul Goodman* schreibt in seinen, Betrachtungen über Rassismus, Haß, Schuld und Gewaltlosigkeit“, daß, seit den Schwarzen mehr Arbeitsmöglichkeiten offenstehen, „... viele (dieser) Jobs sozial abgewertet und als unqualifiziert eingestuft werden. In meiner Jugend war das Steuern eines Busses oder Lastwagens etwas Männliches, Schwieriges und Verantwortungsvolles; da es inzwischen aber so viele schwarze Fahrer gibt, ist es ordinär“ (*Goodman* 1989, S. 166).

Die Haltung der Griechen war ambivalent. Zum einen die berühmte Verachtung, vor allem für das Handwerk: *Xenophon* schreibt, daß die körperliche Arbeit den Geist schwächt und keine Zeit läßt, sich um Freunde und öffentliche Angelegenheiten zu kümmern. Deshalb ist der Kontakt mit diesen Personen zu meiden. *Platon* und *Aristoteles* vertreten eine ganz ähnliche Meinung (zitiert nach *Moser* 1993, S. 18). Die bäuerliche Arbeit hingegen wird mythisch überhöht und ist auch bekanntlich für Helden, man erinnere sich an Herkules im Augias-Stall, nicht zu schade. Diese zweigeteilte Einstellung wurde von den Römern übernommen. *Cicero* listet eine ganze Reihe von Berufen und Tätigkeiten auf, die für den Freien unwürdig sind. Die Landwirtschaft ist nicht darunter. Auch läßt sich keine Verurteilung von Nichtstun oder Faulheit herauslesen (vgl. *Bruhns* 1981). Eine Verdammung der „otiositas“ (Müßiggang) blieb dem Christentum vorbehalten. *Augustinus* und *Paulus* treten als die ersten Moralisten der Arbeit im großen Stil hervor. Auch die Stoa hatte schon anerkannt, daß die Arbeit nützlich und ergo nicht verwerflich ist. Der Aspekt einer klaren Abwertung des Nichtstuns als lasterhaft ist aber eindeutig christlichen Ursprungs. Die damit begonnene Traditionslinie ist eine gut sichtbare Gestalt. Sie führt über die Ordensregeln des *Hl. Benedikts* (*Otiositas inimica est animae*) bis herauf in die Gegenwart (Müßiggang ist aller Laster Anfang). Wichtig ist für uns, daß damit die Arbeit nicht nur mehr ein soziales sondern auch ein religiöses Konstrukt geworden ist. Arbeit ist ein Wert für sich; ist a priori positiv.

Bischof *Krenn* von St. Pölten antwortete auf die Frage, wie er die Fastenzeit verbringen wird: "Ich denke nicht daran, eine Diät zu halten. Ich werde vermehrt arbeiten, das ist meine Form des Fastens" (*profil* 1997, 12). Man beachte die Gleichstellung der Arbeit mit dem religiösen Akt des *Fastens*. Für ein Verständnis der pathogenen Faktoren in Fremd- und Selbstbild des Arbeitslosen ist diese Einsicht sehr erhellend. Die massive Ablehnung der Arbeitslosen durch einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung läßt sich mit projektiver Abwehr allein ja kaum ausreichend erklären. Der Arbeitslose, dem Arbeitsscheu unterstellt wird, verhält sich im eigentlichen Sinn unethisch. Er bricht ein moralisches Grundgebot, das so tief verankert ist, daß es eine kulturelle Determinante geworden ist („westliche Arbeitsethik“). Die kritische politische Theorienbildung hat selten tief genug geschürft, um dieses Paradigma in Frage zu stellen. Die archaische Ablehnung des *Nicht-Arbeitens* im Marxismus baut ganz offensichtlich auf der christlichen Arbeitsethik auf - auch wenn die Arbeit in der linken Theorie als etwas gedacht wird, das einmal überwunden sein wird, und die Menschen in das *Reich der Freiheit* eingehen werden. Wie bei den Christen gibt es eine ultimativ „delayed gratification“, einen Archimedischen Punkt, den der Mensch erst in der Unendlichkeit erreicht. Bis dahin muß geschuftet werden. Die Arbeit wird auch von der Linken bis heute quasireligiös in den Rang einer anthropologischen Existentialkategorie erhoben.

Die Kritik an dieser gemeinsamen Philosophie von links und rechts war spärlich und konnte bekanntlich niemals reüssieren. In Anbetracht der erwähnten Mythologisierung von Arbeit kann von marxistischer Seite für Arbeitslose

nichts Identitätsstiftendes erwartet werden. Bis heute tun sich Gewerkschaften mit Arbeitslosen bekanntlich schwer. Auch auf theoretisch kreative und fundamental neue Beiträge, die geeignet wären, die Dichotomie von Arbeit und Nichtarbeit aufzulösen, hat man bisher vergeblich gewartet. Die Integrative Gestalttherapie hat jedoch mit *Paul Goodman* ein Multitalent in ihrer Gründungsgeschichte, auf das zurückzugreifen sich lohnen würde. Es geht doch um nichts weniger, als einen Standpunkt zu finden, der Psychotherapie, Philosophie und Politik nicht nur zufällig verknüpft, sondern als gemeinsame Perspektive entwickelt.

Um in der kulturellen Entwicklungsgeschichte des Arbeitsbegriffs fortzufahren: Die „vita contemplativa“ der Klöster im Mittelalter ist insofern eine Anlehnung an die Antike, als sie die notwendigen Mühen so gering wie möglich zu halten trachtet, um Zeit und Ruhe für ein philosophisches Leben, in diesem Fall die *rechte Anschauung Gottes*, zu gewinnen. Der höhere Klerus widmete sein Leben allerdings der Anschauung recht irdischer Dinge. Weder die Kontemplation und selbstverständlich auch nicht die Arbeit füllten die Terminkalender der meisten Fürsterzbischöfe. Die christliche Forderung nach Arbeitsamkeit kannte also immer schon Ausnahmen. Durch das aufkeimende Selbstbewußtsein der arbeitenden Stände im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit wurde die Spannung groß genug, daß die Diskrepanz von Anspruch und Wirklichkeit vom Hintergrund in den Vordergrund rückte. Der Spieß wurde umgedreht und der Obrigkeit Faulheit vorgeworfen. Man erinnere sich an die Losung: „Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann.“

Mit dem Ausklingen des frühneuzeitlichen Wirtschaftsbooms kamen Bruch und Gegenbewegung. Die „down to earth“-Moral des Volkes fand einen eigenständigen religiösen Ausdruck. Im Protestantismus spielt die Kontemplation überhaupt keine Rolle mehr. Wie *Max Weber* feststellte, ist die Entwicklung des Kapitalismus ohne Protestantismus nicht denkbar. Den nächsten radikalen Schritt in der Entwicklung des Arbeitsbegriffs finden wir im vorindustriellen 18. Jahrhundert. *Adam Smith* erklärt die menschliche Arbeit zur *Handelsware*. Ab diesem Zeitpunkt wird Arbeit immer mehr mit Lohnarbeit gleichgesetzt. Arbeit gibt es aber nicht unabhängig von Arbeitskräften. *Marx* führte mit dem *Warencharakter der Arbeitskraft* einen neuen Grundbegriff ein, der die Rolle der Arbeitsbevölkerung im Industriezeitalter brutal, aber zutreffend beschreibt und auf das Verständnis von Arbeit und das Selbstverständnis der Werktätigen ungeheuren Einfluß hatte. Da der Arbeiter keinen Anteil an den Produktionsmitteln hat und kein über das Existenzminimum hinausgehendes Eigentum besitzt, fallen Existenz und Wesen der Proletarier weit auseinander. In der *entfremdeten Arbeit* kehrt sich das natürliche Verhältnis dahingehend um, daß der Mensch sein Wesen nur zu einem Mittel zu seiner Existenz macht und nicht umgekehrt. *Kropotkin* kritisiert, daß in der Großindustrie der Mensch seiner natürlicher Kreativität und Erfindungsgabe verlustig geht, Eigenschaften, deren Verlust ihn entwürdigen und die Voraussetzung bilden für die Herrschaft der wenigen über die vielen.

Die Teilung und Spezialisierung der Arbeit erreicht im *Taylorismus* den Höhepunkt. Arbeitsvorgänge, die bisher einzelnen Personen zugeordnet waren, werden in Handgriffe zerlegt und vermessen, um herauszufinden, wie lange es denn tatsächlich dauert, um eine bestimmte Tätigkeit zu verrichten. In der Folge wird der Arbeitsvorgang am Fließband erneut synthetisiert. Um "Seidiering" und „Slackening“ zu verhindern, ist die Kontrolle minutiös. Der *Taylorismus* vollendet die Reduzierung des Menschen zum Objekt. Eine Beziehungsform, die *Buber* als Ich-Es bezeichnet. Zudem bedeutet die Zerlegung der Arbeitsvorgänge ein Zerschneiden von Kontaktzyklen. Beides berührt Kernbereiche gestalttherapeutischer Krankheitslehre und des Menschenbildes.

Sowohl die Arbeit als quasireligiöses Konstrukt mit der Folge der Erlösungsidee durch Arbeit und die Verdammung der Nichtarbeit als auch die Arbeit als Ware im kapitalistischen Produktionsprozeß sind die zwei zentralen Determinanten des Arbeitsbegriffs im 19. und 20. Jahrhundert. Es sprechen jedoch viele Anzeichen dafür, daß wir uns dem Ende dieser Epoche nähern. Die Arbeit als Grundlage der Identität und die Heilserwartung durch Arbeit werden allmählich obsolet. Verantwortlich ist neben der Bürgerpflicht zum Konsum (als neue Heilserwartung) auch die Massenarbeitslosigkeit. Zumindest quantitativ ist der Arbeitslose kein Außenseiter mehr. Und da zunehmend auch die bürgerlichen Schichten betroffen sind, fällt die Abwertung immer schwerer. Die Negation der Arbeit ist also bereits so mächtig, daß sie kein Schattendasein als Ausnahme von der Regel mehr führt. Sie wirkt vielmehr auf den Ursprungsbegriff zurück und erodiert seinen Absolutheitsanspruch.

#### 4. GESCHICHTE DER ARBEITSLOSIGKEIT

*Unter allen Aufgaben aber, die an unsere Thüre pochen, pocht kaum eine lauter als die Aufgabe, sich mit dem Schicksal der Arbeitslosen zu beschäftigen. (Kossmann 1895, S. 368; zitiert nach Niess, 1979)*

Wie oben dargestellt, ist Erwerbslosigkeit - von Arbeitslosigkeit sollten wir nicht sprechen, da der Arbeitsbegriff ein anderer war - auch in der Antike nachzuweisen. Im Mittelalter bis herauf zum Merkantilismus ist die Situation ähnlich, aber doch anders. Zwar gibt es keine Sklaven mehr, aber ein Großteil der Arbeitskräfte ist nicht den freien Bürgern zuzurechnen. Es sind hörige Bauern oder Handwerker, die durch die strengen Zunftregeln gebunden sind. Ökonomische Krisen mindern das Einkommen, aber führen selten zu Freisetzungen. Eine Ausnahme bildeten die Kriege, die das Land verwüsteten, landwirtschaftliche Existenzgrundlagen vernichteten und die Bindung an die

Lehnsherren auflösten. Die Entwurzelten fanden Aufnahme in den Söldnerheeren, die etwa im Dreißigjährigen Krieg einen beträchtlichen Teil der Arbeitskräfte banden. Der Abbau der Armeen führte dann - wie auch nach den Kriegen in unserem Jahrhundert - zu Massenerwerbslosigkeit. Aber erst zwei Faktoren, nämlich die Zunahme der Lohnarbeit (und der damit verbundene Arbeitsmarkt) und die Kapitalisierung der Wirtschaft generierten Arbeitslosigkeit im modernen Sinn. Arbeitslosigkeit bedeutet ja nie einen Mangel an Arbeit, sondern einen Mangel an Kapital für Arbeitsplätze. Im kapitalfreien Wirtschaften, wie in der Landwirtschaft bis zur Mechanisierung, limitierten nur die natürlichen Ressourcen den Arbeitskräfteeinsatz. Der Deckungsbeitrag, den eine Person für Overhead, Infrastruktur und Kapitalkosten erwirtschaften mußte, war minimal. Der dann im Merkantilismus durch den Produktivitätsfortschritt erzielte Mehrwert ermöglichte erneute kapitalintensive Rationalisierung, was in der Anfangszeit nicht in einer Freisetzung von Arbeitskräften, sondern in erhöhter Wertschöpfung und mehr Kapitalbildung mündete. Neben der erwähnten Entfremdung mit allen ihren Folgen ist die zentrale Veränderung, daß kapitalistisches Wirtschaften immer in Konjunkturzyklen stattfindet. Periodische Krisen mit Entlassungswellen sind daher ein substantieller Wesenszug, der nur in langjährigen Wiederaufbauphasen nach Katastrophen vorübergehend in den Hintergrund tritt.

Die erste größere konjunkturbedingte Rezession ist in Deutschland 1816 nachzuweisen (*Niess 1979, S. 18*). Die Arbeitslosigkeit war aber noch nicht im großen Maßstab sichtbar und meßbar. Unter anderem durch den Nachholbedarf gegenüber England und Frankreich folgte eine lange Aufschwungphase (1834 entstand der deutsche Zollverein, die Bevölkerung wuchs bis 1845 von 25 auf 34 Millionen). Der Eisenbahnbau und die Mechanisierung gaben ebenfalls über lange Zeit kontinuierliche Wachstumsimpulse. Obwohl Konjunkturwellen sichtbar waren, blieb der Arbeitsmarkt von dramatischen und langfristigen Einbrüchen weitgehend verschont. Anfang der 40er stieg die Konjunktur nochmals steil an, um 1846 katastrophal einzubrechen. Zum industriellen Desaster gesellte sich ein landwirtschaftliches. Kartoffel- und Roggenmißernten folgten kurz aufeinander und führten zu Hunger und Emigrationswellen. Deutschland hatte seine erste moderne Wirtschaftskrise. In der darauffolgenden sensationellen Aufschwungphase der 50er Jahren legte das Land die Basis für seine Großindustrie. Ab 1853 gab es kaum noch Arbeitslose, ab 1860 war der Arbeitskräftemangel so drängend, daß ein Absaugeffekt aus der Landwirtschaft einsetzte. Die „Gründerkrise“ mit dem Börsenkrach vom 9. Mai 1873 brachte erneut Massenarbeitslosigkeit und eine Strukturkrise. Es folgte eine fast 20jährige Depression mit einem Hoch und einem Tief in den 90ern. Das Auf und Ab zieht sich bekanntlich durch das ganze 20. Jahrhundert fort, mit extrem hoher Arbeitslosigkeit in den dreißiger Jahren und extrem geringer in den 60ern.

Aus heutiger Sicht wird Arbeitslosigkeit häufig als Folge von übertriebener Lohnpolitik, hoher Steuerbelastung oder ganz allgemein von schlechter Wirtschaftspolitik wahrgenommen, was vermutlich am Horizont menschlicher Erinnerung liegt, der vom Wirtschaftswunder geprägt ist. Vom Elend der schlesischen Weber wissen wir aus der Literatur aber, daß im Köln des Jahres 1847 die Arbeitslosigkeit so schlimm war, daß 25 % der Bevölkerung von der Armenkasse unterstützt werden mußte, dies ist in Vergessenheit geraten (*Todt, Radant 1950, S. 31*, zitiert nach *Niess 1979*). Arbeitslosigkeit heute ist kein Problem des Hungers mehr, aber von 1929 bis 1932 ging im Ruhrgebiet der Brotverbrauch um 20 % zurück (ebd.). Geändert hat sich die Form der Arbeitslosigkeit. Selbst in großen Depressionen wie der 1899 bis 1901 war die Suchzeit nur bei 10 % der Arbeitslosen länger als vier Wochen. Der Durchschnitt lag bei zwei Wochen. (Daten erhoben in Freiburg im Breisgau, *Niess 1979, 39*). Auch die Strukturarbeitslosigkeit wurde durch den nächsten großen Wachstumsschub immer wieder aufgefangen.

Ein kurzer historischer Rückblick zeigt, daß man davon ausgehen sollte, daß Arbeitslosigkeit ein Teil der marktwirtschaftlichen Existenz war und ist. Eine „Heilung“ im Sinne einer restlosen Beseitigung ist nur mit einer fundamentalen Systemumstellung zu erreichen, die nicht zu erwarten ist. Es gibt aber im System der Marktwirtschaft Steuerungsmöglichkeiten, die Menschen mit einem sozialen Gewissen von der Politik einfordern müssen, um das soziale und psychische Elend so gering wie möglich zu halten.

## 5. DIE FOLGEN VON ARBEITSLOSIGKEIT

*Does unemployment kill? (Lancet 1979, editorial)*. Aber wie sieht das psychische Elend konkret aus? Hat Arbeitslosigkeit überhaupt negative Auswirkungen auf die Psyche? Und wenn ja, handelt es sich um Störungen, die therapeutisch relevant sind? Die Frage mag absurd klingen, in Anbetracht des in Kapitel 1 nachgewiesenen Desinteresses der Psychotherapie ist sie aber berechtigt. *Freud* vermerkt in der Schrift „Das Unbehagen in der Kultur“ (Bd.9, 1989, S. 197ff), daß die Arbeit des Menschen stärkste Bindung an die Realität sei. Realitätsprinzip und Lustprinzip stünden einander komplementär gegenüber. Ohne Arbeit fehle aber ein ständiges Feed-back und Korrektiv, die Realitätsbindung läßt nach. Die erwachsene Fähigkeit, die „feindliche Realität“ zu verändern, gehe verlustig, die Adäquatheit von Wahrnehmung und Handlung leidet. Aus diesen Sätzen geht ziemlich klar hervor, daß auch *Freud* der Meinung war, daß ein Verlust der Arbeit pathogen wirken kann. In der psychoanalytischen Behandlungstechnik wird *diese* Einsicht aber kaum umgesetzt. Wie *Thijs Besems* feststellt, arbeitet die klassische Psychoanalyse nicht im Hier und Jetzt, sondern

zieht es vor, „vor dieser Situation zu fliehen durch Rückgang auf Jugend und Kindheit, wo man dann prinzipiell mit dem Einzelschicksal eines Individuums zu tun hat“ (*Thijs Besems* 1985, S. 9).

*Petzold* nennt "die von bestimmten Therapierichtungen vertretene fast ausschließliche Zentrierung auf Krankheitsursachen in traumatischer und depravierender Kindheit ... eine kollektive Abwehr... sich mit den ‚hardships of adulthood‘ zu befassen: Verluste geliebter Menschen, Verletzungen in der Liebe, beinhardt Scheidungen, materielle Sorgen, Jobstreß, Bösartigkeit der Kolleginnen, gnadenlose Konkurrenz der Kollegen usw." (*Petzold* 1996). Leider führt auch *Petzold* - wie man sieht - die Arbeitslosigkeit unter diesen *hardships* nicht explizit auf. Aus der bisherigen Literatur zur "Integrativen Therapie" und zur „Integrativen Gestalttherapie" geht aber dennoch eine potentiell schädigende Wirkung von Arbeitslosigkeit eindeutig hervor.

Die Schädigung ist sozusagen theoretisch vorgesehen, und es würde niemanden überraschen, wenn Arbeitslosigkeit pathogen wirkte. Wie sieht es mit empirischen Belegen aus? Die Befundlage ist nicht so eindeutig, wie man vielleicht erwarten würde. Arbeitslosigkeit hat ja immer einen doppelten Effekt: Sie ist Verlust der Arbeit und Befreiung von der Arbeit. Der Erholungseffekt hängt stark von der Tätigkeit ab, die die Person vorher ausgeübt hat. Allgemein wird vermutet, daß er spätestens nach einigen Monaten abklingt (bei Schlechterqualifizierten ist diese Phase länger) und dann die Belastung in den Vordergrund tritt. Es ist allerdings noch mit einem zweiten Kofaktor zu rechnen: Die Belastung durch den Verlust des Lebensstandards. *Jahoda* (1986, S. 35) erwartete, daß aus einem Vergleich der Daten über die psychische Folgen von früher und heute der isolierte Effekt des Verlustes von *Arbeit* sichtbar wird. Ist die Belastung heute geringer, so kommt dem Verlust von Lebensstandard viel und dem Arbeitsverlust wenig Bedeutung zu. Ist die Belastung gleich groß, so spielt der Faktor Geld eine untergeordnete Rolle. Die von ihr 1982 formulierte Frage kann mittlerweile insofern beantwortet werden, als durch die Abwesenheit von materiellem Elend die Persönlichkeitsunterschiede der Betroffenen als Belastungsdeterminanten viel deutlicher zutage treten (vgl. *Pollmann* 1989). Die Tatsache, daß die Vulnerabilität für das Zustandekommen einer Schädigung oder Störung eine entscheidende Moderator variable darstellt, darf aber nicht von der Untersuchung der auslösenden Atmosphäre oder des Stimulus ablenken. Es gibt immer einen allgemeinen Aspekt der Belastung durch Erwerbslosigkeit (*Jahoda* 1986, S. 84), den wir von den unmittelbar Betroffenen abgehoben als Milieu bezeichnen und erforschen können.

„Prävalent pathogene Milieus können aber auch abhängig oder unabhängig von frühen Schädigungen in anderen Phasen der Entwicklung auftauchen, etwa in der Adoleszenz oder im jungen Erwachsenenalter; sie können in der Midlife-Crisis gesetzt werden oder erst im Senium eintreten“ (*Petzold* 1993, S. 1114).

Die erste und nach wie vor beeindruckendste Studie handelt über ein niederösterreichisches Dorf in der Zwischenkriegszeit. „Die Arbeitslosen von Marienthal“ wurden fast zwei Jahre untersucht. Unter den Umfeldbedingungen von fast absoluter Arbeitslosigkeit (nur die wenigen öffentlichen Bediensteten und die Kleingewerbetreibenden hatten Beschäftigung) in einer abgelegenen Gemeinde unterschieden die Feldforscher vorerst vier Haltungstypen (*Jahoda et al.* 1984, S. 64f): die *Ungebrochenen*, die *Resignierten*, die *Verzweifelten* und die *Apathischen*. Die Gruppe der *Ungebrochenen* ist gekennzeichnet durch eine Aufrechterhaltung des Haushalts, Pflege der Kinder, Aktivität bei der Kaninchenzucht und im Schrebergarten. Sie haben es noch nicht aufgegeben, Arbeit zu finden. Die *Resignierten* scheinen sich mit der Lage abgefunden zu haben. Die Bedürfnisse sind auf ein Minimum beschränkt, aber die Basisaktivitäten wie Haushalt, Sorge für die Kinder und Körperpflege bleiben erhalten. Bei den *Verzweifelten* werden diese Standards nur mehr mit großer Mühe erreicht. Depression und Aggression bestimmen die Stimmungslage. Die *Apathischen* könnte man auch als jene Gruppe bezeichnen, die abgerutscht ist und sich auf niedrigem Niveau stabilisiert hat. Die Verwahrlosung ist äußeres Kennzeichen dieser Familien. Die Forscher zeichnen mit akribischer Genauigkeit das Einkommen der Familien, ihre Bemühungen, ihre Stimmungen und besonders ihren Umgang mit der Zeit auf. Letzteres ist der Bereich, in dem sich das Abdriften und die Auflösung der Existenz am deutlichsten zeigte.

„Aber bei näherem Zusehen erweist sich diese Freizeit als tragisches Geschenk. Losgelöst von ihrer Arbeit und ohne Kontakt mit der Außenwelt, haben die Arbeiter die materiellen und moralischen Möglichkeiten eingebüßt, die Zeit zu verwenden. Sie, die sich nicht mehr beeilen müssen, beginnen auch nichts mehr und gleiten allmählich ab aus einer geregelten Existenz ins Ungebundene und Leere. Wenn sie Rückschau halten über einen Abschnitt dieser freien Zeit, dann will ihnen nichts einfallen, was der Mühe wert wäre, erzählt zu werden.“ (S. 83, ebd.)

Besonders die Männer waren davon betroffen. Sie benötigten für Tätigkeiten, die sonst nur zehn Minuten in Anspruch nahmen, einen ganzen Vormittag. Ein Phänomen, das auch heute noch prägnant und durchgängig hervortritt und meiner Erfahrung mit vielen männlichen Arbeitslosen entspricht. Die Aufzeichnungen der Forscher über die Gehgeschwindigkeit auf der Hauptstraße zeigten signifikante Unterschiede zwischen Männer und Frauen. Die Frauen bewegten sich wesentlich zügiger, „ein Zeiterfall wie bei den Männern läßt sich bei den Frauen nicht nachweisen“ (S. 92, ebd.). Auch andere Faktoren deuten darauf hin, daß sie die psychischen Auswirkungen ihres eigenen Arbeitsplatzverlustes besser verkrafteten. Die schiere Unmöglichkeit, Mann und Kinder mit Kleidung und Essen zu versorgen und das Verfallen des Haushaltsmobiliar schien

hier die größere Belastung gewesen zu sein. Dennoch antworteten die Mehrzahl auf die Frage, ob sie in die Fabrik zurückmöchten, auch wenn man vom Geld absieht, mit ja. „Frau A (29 Jahre): ‚Wenn ich in die Fabrik wieder zurück könnte, wär das mein schönster Tag. Es ist nicht nur wegen dem Geld, aber hier in seinen vier Wänden, so allein, da lebt man ja gar nicht‘ ... Frau P (78 Jahre): ‚Ich würde gleich wieder weben gehen, wenns möglich wäre, die Arbeit fehlt mir halt‘“ (S. 92, ebd.)

Ein anderes Gefühl, das sich in Marienthal breit machte und „das weit über die materielle Not hinaus lähmend wirkte, war dieses Gefühl der Unabänderlichkeit und der Aussichtslosigkeit.“ (S. 94, ebda). Die vielen Vereine sowie die Bücherei und die politischen Parteien hatten plötzlich keine Besucher mehr. Es lag nicht am Geld und an der Zeit schon gar nicht. Zwei Vereine (der Ringerverein und der Arbeiterfußballklub), nachdem sie im ersten Jahr sogar geschlossen wurden, öffneten bald wieder die Pforten. Die Parteilokale blieben aber leer.

Gegen Ende der teilnehmenden Beobachtung werfen *Jahoda*, *Lazarsfeld* und *Zeisel* das deskriptive System von Haltungskategorien über Bord: (S. 101, ebd.). „Wir nähern uns dem Schluß unseres Berichts. Wir konnten ziemlich genau überblicken, welche materiellen Hilfsquellen die Marienhaler haben und wie sie über sie verfügen. Langsam, aber stetig steigt der materielle Druck. Wir haben seine Wirkung verfolgt und die Formen, in denen die Arbeitslosen ihm begegnen. Die Ansprüche an das Leben werden immer weiter zurückgeschraubt; der Kreis der Dinge an denen noch Anteil genommen wird, schränkt sich immer mehr ein; die Energie, die noch bleibt, wird auf die Aufrechterhaltung des immer kleiner werdenden Lebensraumes konzentriert. Als charakteristisches Zeichen für diese Reduktion fanden wir einen deutlichen Zerfall des Zeitbewußtseins, das seinen Sinn als Ordnungsschema im Tagesablauf verliert; nur die menschlichen Beziehungen scheinen im wesentlichen noch intakt. Zwar haben wir verschiedene Haltungstypen unterschieden... Aber jetzt zum Schluß haben wir erkannt, daß hier vermutlich nur verschiedene Stadien eines psychischen Abgleitens vorliegen, das mit der Reduktion der Zuschüsse und der Abnutzung des Inventars einhergeht. Am Ende dieser Reihe stehen Verzweiflung und Verfall.“

Was mich bei der Lektüre fasziniert hat, ist die Fähigkeit der Forscher, Einsichten nicht statisch als Endergebnisse zu vermitteln, sondern in einen Dialog mit der Bevölkerung zu treten, der sie selbst nicht unberührt läßt, und daß das Buch - obwohl es primär quantitativ angelegt ist - den Prozeß des Erkenntnisgewinns mitteilt. Am Schluß blieben für die Autoren zwei Fragen offen. Erstens: „Wie beeinflusst das Lebensschicksal des einzelnen seine Widerstandskraft während der Arbeitslosigkeit, wie hängt früheres Erleben mit der heutigen Haltung zusammen?“ (S. 103, ebda). Trotz des Forschungsaufwands konnte darauf bis heute keine befriedigende Antwort gegeben werden, wie *Jahoda* selbst (S.83, 1986) feststellt. Um zu erfahren, was wen wann wie schädigt, wäre bereits das Untersuchungsdesign in den Rahmen eines expliziten Menschenbildes und einer Krankheitslehre unter Berücksichtigung der Vulnerabilitätsforschung zu stellen. Die zweite offene Frage der Autoren bezieht sich auf das untersuchte Kollektiv: Ob durch die Not wohl neue Kräfte entstehen, die zu Wanderung oder Revolte führen, oder ob die Gemeinschaft sich atomisiert und jeder versucht, sich selbst zu retten? Das war 1932 noch nicht abzusehen. 50 Jahre später beantwortet *Marie Jahoda* im Interview mit *Franz Kreuzer* die Frage eindeutig: „Das wichtigste Ergebnis der Marienthaler Untersuchung war: Arbeitslosigkeit bewirkt Resignation und Apathie und nicht den Willen, die Welt und die ökonomische und soziale Ordnung radikal umzugestalten.“ (S. 11, *Jahoda* 1983).

*Jahoda*s Einstellung zu Arbeit und Arbeitslosigkeit hat mehrere Generationen von Soziologen geprägt. Sie läßt sich in ihrer Kernaussage in einem abschließenden Zitat ganz gut zusammenfassen: „Die Arbeit, die organisierte Arbeit - ich meine damit nicht gewerkschaftlich organisiert, sondern organisiert im Sinn der modernen Industriestaaten - ist eine tägliche Demonstration, daß der einzelne manche Dinge nicht zustande bringen kann, die eine Gemeinschaft und eine Zusammenarbeit notwendig machen. Das heißt: Auch wenn man eine nur langweilige, manuelle Arbeit in einem Betrieb verrichtet, erlebt man, daß alle Menschen in diesem Betrieb zusammenarbeiten müssen, um eine Maschine, einen Fernsehapparat, ein Auto oder was immer zustande zu bringen. Die soziale Existenz, die sozialen Bedürfnisse, die wirkliche Notwendigkeit, zu einer Gemeinschaft zu gehören, werden also im Arbeitsleben demonstriert. Der einzelne aber, der nichts zu tun hat als herumzuspielen, um sich selber Freude zu machen, wird zum Außenseiter. Er verliert eine Beziehung zur sozialen Realität“ (S. 25, ebd.)

Die zweite Arbeit, die ich heranziehen will, ist *die Warschauer Studie*. Sie wurde im gleichen Jahr (1935) wie das oben zitierte Werk publiziert, stützt sich aber ausschließlich auf schriftliche Erfahrungsberichte von Arbeitslosen über ihre Lebenssituation. Das Institut für Sozialökonomie der *Universität Warschau* veranstaltete ein Preisausschreiben, bei dem sich 774 Personen beteiligten. *Zawadski* und *Lazarsfeld* werteten 57 davon aus. Es konnte eine typische Verlaufsform der emotionalen Reaktionen festgestellt werden:

- 1) Die allererste Reaktion sind heftige Gefühle, je nach Disposition Trauer, Wut, Rache oder Verzweiflung.
- 2) Nach einiger Zeit kommt *es* zu einer Lähmung. Die Freizeitaktivitäten und Interaktionen werden reduziert.
- 3) Das Akzeptieren der Lage, ohne jedoch die Hoffnung ganz fahren zu lassen, ist die dritte Phase. Diese

Episode ist eine relativ ruhige und kann lange dauern.

- 4) Erst allmählich - nach vielen gescheiterten Bewerbungen - begreift der Organismus die wirkliche Ausweglosigkeit und die Hoffnung wird aufgegeben. Das Bemühen um eine Veränderung der Situation hört auf.
- 5) Nach Aufbrauchen der finanziellen Rücklagen tritt erneut heftige affektive Erregung auf. Aggressionen gegen Sachen, die eigene Familie oder Selbstmordversuche sind hier angesiedelt.
- 6) Als letzte stabile Phase wird die Apathie, die Gleichgültigkeit gegenüber dem eigenen Schicksal angeführt.

Im Gegensatz zur *Marienthal-Studie* wird hier auf das erhöhte Aggressionsniveau hingewiesen (*Zawadski und Lazarsfeld* S. 245, 1935; zit. nach *Kirchler* 1988): „Ich kochte vor Wut und Rach-sucht. Ich wußte nicht, an wen ich eigentlich Rache nehmen sollte, aber ich wußte, sie würde fürchterlich sein.“ Bei zwei der Versuchspersonen ist auch die Entwicklung einer radikalen poli-tischen Einstellung nachzuweisen. Aufgrund dieser Ergebnisse scheint es plausibel, daß in Gesell-schaften mit hoher Arbeitslosigkeit aggressive Phantasien kollektive Formen annehmen können und Parteien, die diese Phantasien schüren und legitimieren, großen Zuwachs haben.

Es ist hier nicht der Platz, die Ergebnisse der Arbeitslosenforschung der letzten 60 Jahre im Detail zu referieren. Als zentrale Hypothesen über die Folgen von Arbeitslosigkeit tauchen immer wieder auf: Alkoholismus, Gewalt in der Familie, Kriminalität, Selbstmord, psychosomatische Erkrankungen sowie alle Formen psychiatrischer Erkrankungen, insbesondere die Depression. Im erwähnten Sammelband von *Petzold und Heintl* (1985) widmen die beiden Herausgeber ihren Beitrag der Fokalintervention bei Störungen durch Arbeitssituationen. In Fallbeispiel vier geht es um „Störung durch fehlende Arbeit“ (S. 206 ff, ebd.). *Petzold* berichtet von einer Gruppe mit arbeitslosen Jugendlichen, die er 1979 supervidierte und teilweise leitete (*Petzold* S. 213-219, 1979) und in der „in direkter Abhängigkeit mit mißlungenen Vorstellungen deutliche Symptombildung auftrat.“ Es zeigte sich nicht nur „allgemeine Verwahrlosung, es erfolgten auch massive depressive Reaktionen. In einem Fall kam es zu einem Suizidversuch, nachdem eine Stelle, auf die die Teilnehmerin sieben Monate gewartet hatte und die ihr mehrfach fest zugesagt worden war, ja auf der sie schon ‚zur Einarbeitung‘ zweimal vertretungsweise gearbeitet hatte, plötzlich an jemand anderen vergeben wurde.“ Fallbeispiel fünf schildert die Behandlung eines älteren Angestellten mit massiven Schlafstörungen. „Die Arbeitslosigkeit des Vaters erweist sich als traumatische Erfahrung, da durch sie die gesamte Existenz der Familie bedroht war und langjährige Arbeit und Entbehrungen zum völligen gesundheitlichen Ruin der Mutter führte.“ *Ali Wacker* (1983) gibt einen ausführlichen Überblick über das Forschungsfeld, ebenso wie *Jahoda* (1986), wobei der Umgang *Jagodas* mit dem Material kritischer und differenzierter ist, aber nicht so in die Breite geht. U.a. konnten *Brenner* (1971) sowie *Warenberg und Horn* (1973) Arbeitslosigkeit als Co-Faktor bei der Entstehung von Alkoholismus nachweisen. Nach *Nelson, Walff und Batalden* (1975) korrelieren Drogenkonsum und Arbeitslosigkeit. Die allgemeine Annahme, daß Arbeitslosigkeit und Kriminalität zusammenhängen, läßt sich für die USA (*Spector* 1975) und die BRD (*Steinhilper* 1976) nicht empirisch nachweisen. Auch in England stieg die Kriminalität am meisten während der Vollbeschäftigung, außerdem gab es dort ein eindeutiges Nacheinander: Zuerst die Straffälligkeit, dann die Arbeitslosigkeit (*Jahoda* S. 80, 1986). Ein Zusammenhang mit dem ökonomischen Niedergang von Stadtvierteln (hohe Jugendarbeitslosigkeit) und späteren Jugendkrawallen läßt sich aber für England schon herstellen (*Stokes* 1981).

Arbeitslosigkeit als signifikante Co-Determinante bei Suizid ist hingegen ausgesprochen gut belegt. In verschiedenen Langzeitstudien stellen *Vidgerhouse und Fishman* (1978) und *Sainsbury* (1975) für England und respektive die USA einen eindeutigen Zusammenhang her. *Boor* (1980) untersuchte von 1962 bis 1976 in acht Ländern Arbeitslosigkeit und Suizid. Bis auf Großbritannien und Italien war die Korrelation überall hochsignifikant. Eine Studie aus Oberösterreich (*Schöny und Grausgruber* zit. nach *Kirchler* 1988) sieht arbeitslose Männer (aber nicht die Frauen!) als erhöht suizidgefährdet. Es verwundert nicht, daß dasselbe summa summarum auch für die Depressivität zutrifft (*Frese* 1979, S. 254). Die wahrscheinlich ausführlichsten Studien zum Thema Arbeitslosigkeit und psychiatrische Erkrankungen stammen von *Brenner*, der eine Varianzanalyse von Beschäftigungsniveau und Neuaufnahmen in psychiatrischen Kliniken im Staat New York von Beginn der Datenerfassung 1841 bis 1967 vornahm. Der Autor differenziert in Erkrankungen und Teilpopulationen. Auch Wiederholungen in der Gegenwart zeigen tendenziell das gleiche Ergebnis. Diese Arbeit gilt als Standardwerk der Arbeitslosenforschung.

„Die Hypothese, daß die Anzahl der Neuaufnahmen in psychiatrische Anstalten in Krisenzeiten ansteigt, konnte mit den Ergebnissen *Brenners* bestätigt werden. Der Zusammenhang gilt von 1814 bis 1967 für alle Teilpopulationen, wobei der Zusammenhang am größten bei einer Zeitdifferenz von einem Jahr zwischen Beschäftigungszahl und Anzahl der Neuaufnahmen ist. Auch für den Zeitraum von 1841 bis 1915 und die Zeit von 1960 bis 1967 ergab sich ein signifikanter Zusammenhang“ (*Kirchler* 1988, S. 51).

*Brenner* selbst sieht als Hauptursache für die persönlichen Krisen von Arbeitslosen den „economic loss“. Das Individuum kann sich nicht nur die größte Anzahl seiner Wünsche nicht mehr erfüllen, es ist zudem außerstande, seinen sozialen Verpflichtungen nachzukommen und seine soziale Position zu halten. Die obersten und die niedrigsten sozialen Schichten sprechen aber darauf weniger stark an als die Mittelschicht. Hier sind die Korrelationen am höchsten. *Eyer* (1977) kritisiert *Brenner* mit dem Argument, daß bei Berücksichtigung der einjährigen Verzögerung von Auslöser und Wirkung sehr viele Einweisungen in ökonomischen Aufschwungphasen stattgefunden haben. Im renommierten britischen Wissenschaftsmagazin „lancet“ wurde die Kontroverse 1979 unter dem Titel: „Does unemployment kill“ breit ausgetragen. Das Ergebnis war unentschieden. Wie bei allen Felduntersuchungen lassen sich nur Interkorrelationen, aber sehr selten Kausalitäten nachweisen. Ob der Alkoholismus oder die Depression zum Verlust des Arbeitsplatzes geführt haben oder umgekehrt, kann epidemiologisch schwer erkannt werden. In weiten Bereichen ist aber, auch aufgrund der Arbeiten seither, unumstritten, daß Arbeitslosigkeit eine Gefährdung der psychischen Gesundheit darstellt. Wie sich das im Einzelfall auswirkt, darüber haben beispielsweise *Brinkmann* (1984) und *Pelzmann* (1988) einiges Material vorgelegt.

Bei der Sichtung der Literatur überrascht das abrupte Abreißen der Publikationen Ende der 80er. Es kann sein, daß das jene Zeit ist, in der die Gesellschaft begann, die Arbeitslosigkeit als Dauererscheinung hinzunehmen. Oder ist der Bereich ausgeforscht? Gibt es nichts neues mehr darüber zu sagen? Oder interessiert es niemanden mehr? Die Forschung im Randgruppenbereich (und sozial engagierte Forschung ) sind jedenfalls im Abwärtstrend. Mit dieser Art von Arbeit lassen sich im neoliberal-zeitgeistigen akademischen Umfeld sicher keine Meriten mehr holen. Mehr noch: Die Forschungsförderung für diese Art von Wissensgewinnung ist praktisch eingestellt.

## 6. METATHEORIE

Der Kern der vorliegenden Arbeit ist eine systematische Heuristik zur Arbeitslosigkeit. Er steht zum bisher Geschriebenen wie die Figur zum Hintergrund. Ohne die gleichzeitige Präsenz des historischen und kulturellen Kontextes ist es unmöglich, die volle Bedeutung des „stressfull life event“ Arbeitslosigkeit zu begreifen. Im System des „Tree of Science“ sprechen wir vom Feld der „Realexplikativen Theorien“ und hier wiederum von „Speziellen Theorien der Therapie“, die mehrperspektivisch und systematisch-heuristisch sind. Vor der eigentlichen bewußten Theoriebildung kommt die Sammlung der Phänomene. In der darauffolgenden theoretischen Anbindung verfolge ich einen Ansatz der „pluralen therapeutischen Kultur“ (*Petzold*, S. 457, 1992). Die Fäden im Gewebe bestehen sowohl aus klassisch gestalttherapeutischen als auch aus integrativ-therapeutischen Theoremen, mit hineingeknüpften Bildern aus der griechischen Mythologie. Es stehen im vorliegenden Fall drei verschiedene, in der Unmittelbarkeit abgestufte Hintergründe für die Bildung von Figuren oder Phänomenen zur Verfügung: Der erste Hintergrund und die erste Quelle ist meine eigene Erfahrung als Arbeitsloser. Der zweite Hintergrund ist meine persönliche Berufserfahrung mit Arbeitslosen. Als dritte Ebene, die allerdings nicht mehr unmittelbar zugänglich ist, zähle ich die Deskriptionen aus der angeführten Literatur. Eine nicht-taxative Liste der prägnanten und immer wiederkehrenden Gestalten könnte so aussehen:

- a) Veränderter Umgang mit der Zeit
- b) Gefühl der Ohnmacht und der Fremdbestimmung
- c) Geringes Selbstwertgefühl und geringe Einschätzung der eigenen Kompetenz
- d) Rückgang der Lebensgestaltung bis zu Passivität und Lähmung, trotz der vorhandenen finanziellen Mittel
- e) Aggressive Äußerungen und Selbstbeschuldigungen
- f) Gefühl der sozialen Isolation und Ausgrenzung, auch innerhalb der Familie und des Freundeskreises
- g) Verändertes Wertesystem
- h) Unausgeglichenheit, Wechsel von inadäquater Euphorie und Schwarzseherei
- i) Verlust von Lebensfreude und Spontaneität
- j) Vegetative Störungen wie Schlaflosigkeit u.ä.
- k) Vermehrter Konsum von Suchtmitteln
- l) Gefühl der Verlorenheit
- m) Erleichterung und Aufbruchstimmung
- n) ...

Qualitativ ist anzumerken, daß die „Phänomene“ eher abstrakt sind, d.h. schon zusammengefaßte Wahrnehmungen darstellen, ohne aber den Charakter von Interpretationen zu haben. Das ist zwangsläufig so, da auf der Ebene von „Ich beobachte Fußwippen“ Aussagen über Gruppen nicht möglich sind. Quantitativ überwiegen in dieser Aufzählung die negativen Erscheinungen bei weitem. Erleichterung und Aufbruchstimmung sind aber - vor allem in der ersten Zeit nach der Kündigung - ebenfalls häufig. Nicht alle Phänomene treten, wie erwähnt, bei jeder Person auf. Sie liegen aber sozusagen in der Luft, d.h. sie sind charakteristisch für die Atmosphäre, und in einer Gruppe von 20

Arbeitslosen sind sie durchgängig anzutreffen (vgl. auch *Rinast* 1985, S. 339). Es wäre theoretisch denkbar, die Liste als Grundlage für eine Befragung zu verwenden und sie dann einer Faktorenanalyse zu unterziehen, um einen trennscharfen Arbeitslosigkeits-Befindlichkeitsfaktoren-Katalog zu konstruieren. Die Phänomensammlung ist auch ein „Symptombild“, ein Syndrom, das die fächerförmige Wirkung einer Ursache darstellt. Soziologen sprechen deshalb gerne von „Arbeitslosigkeitssyndrom“, ohne genau definieren zu können, was sie meinen. Von der Ebene des Syndroms auf eine eindeutige Ursache schließen zu können, wie in der Medizin vom Down-Syndrom auf den Chromosomendefekt, ist in unserer Disziplin klarerweise nicht möglich. Die pathogene Eigenschaft von Arbeitslosigkeit wird aber dadurch nicht wirklich in Frage gestellt.

Die Frage, die sich jetzt stellt, ist die nach Erklärungsmodellen. Gibt es Konzepte, die viele oder alle Symptome der Liste schlüssig erklären? Die Suche nach Modellen ist eine heuristische, das heißt, sie folgt nicht den Gesetzen der Logik, sondern denen der Assoziation und der Kreativität. Modelle stehen eine Ebene höher als die Phänomene, sie können also nicht aus ihnen abgeleitet werden, wohl aber umgekehrt.

## 7. THEORIEFIGUR 1: ISOLATION = NICHTTEILHABE AN SOZIALEN FIGUREN

Das ursprüngliche Konzept der *Gestalt* wurde der Legende nach (*Wheeler* S.21, 1993) von *Max Wertheimer* im Jahr 1910 in einem Zug zwischen Frankfurt und Hannover „entdeckt“. Bei Betrachtung der vorbeigleitenden Telegraphenmasten, die einmal als Reihe von Masten, dann - je nach Geschwindigkeit - wieder als hin- und her wogender alleinstehender Mast wahrnehmbar waren, kam ihm die entscheidende Idee. Das Phänomen war von der herrschenden Assoziationspsychologie, die die Wahrnehmung in winzige Teile und Reflexe zerlegte, nicht erklärbar. Die Einführung des Begriffs einer Ganzheit, die den einzelnen Teilen übergeordnet ist und ihr in der Wahrnehmung vorausgeht, könnte das Problem lösen. *Wertheimer* tat mit dem Assoziationsmodell was *Marx* mit der Dialektik *Hegels* und *Feuerbachs* getan hatte (und was alle kreativen Kinder mit Dingen tun, die nicht funktionieren): Er stellte sie auf den Kopf.

Der Vergleich geht noch weiter: Wie *Marx* (Das Sein prägt das Bewußtsein) verlegten *Wertheimer* und seine Mitarbeiter die Lösung hinaus in die Wirklichkeit der Natur. Die „gute Gestalt“ ist in der alten Gestaltschule ein Naturphänomen. „Das heißt, die Betonung und Steuerung in der Wahrnehmung wird immer noch den externen Reizen und ihren entsprechenden Eins-zu-Eins-Erregungen zugesprochen, die dann auf einem bestimmten Erregungsniveau einen Sprung machen und sich sozusagen im Kreislauf des Empfänger-Subjekts selbst vermischen“ (*Wheeler* 1993, S. 27, ). Dieser erste Entwurf wurde in den nächsten Jahrzehnten gemeinsam mit *Kea* und *Köhler* weiterentwickelt. *Wertheimer* selbst war es, der in den 30ern das neue Paradigma einführte, daß der Organismus nicht einzelne Reize sondern vielmehr ganze Konfigurationen aufnimmt. *Das sinnvolle Ganze ist der Reiz* (*Wertheimer* 1959 zit. nach *Wheeler* 1993). Weiter ging die Klassische Gestaltschule nicht. Erst *Lewin* sah die Gestaltbildung als Fähigkeit des Organismus zur selektiven Wahrnehmung. Das vorherrschende Interesse des Individuums organisiert die Wahrnehmung (das Feld). Es war *Perls*, der den eigentlich logischen nächsten Schritt (den Entdeckern des Prinzips bekanntlich einen Schritt zu weit) wagte und eine Erklärungsfolie für leibliche und psychische Prozesse daraus machte. Ausgearbeitet aber wurde dieser Ansatz -in *Ego, hunger, and aggression* (1947) ist er ja noch kaum erwähnt - von *Goodman*.

Was ich mit diesem Rückgriff auf die Geschichte zeigen will, ist folgendes: Der Ort der „Guten Gestalt“ und der Gestaltbildung war zuerst in der Natur, dann wurde er in den Wahrnehmungsapparat des Individuums und schließlich in seinen psychischen Apparat verlegt. Jeder neue Schritt war eine Ergänzung, keine Widerlegung des alten. Die alten Konzepte wurden aufgehoben im dreifachen *Hegelschen* Sinn: Gelöscht, aufbewahrt und auf die nächst höhere Ebene transferiert.

Die Möglichkeit, in ihrer Theorie auf die basale Ebene der physiologische Prozesse zurückzugreifen, hat die Gestalttherapie nur mit der Libidotheorie gemeinsam. Das ist einerseits gefährlich, weil es die Gefahr des Reduktionismus beinhaltet und Grundlage eines *szientistischen Selbstmißverständnisses* sein kann (das aber wohl immer nur ein methodisches ist), andererseits bietet es aber den unschätzbaren Vorteil eines konsistenten metatheoretischen Entwurfs. Prinzipien, die einmal auf einer Ebene als zutreffend erkannt sind, können nicht auf einer höheren Ebene widerlegt werden. Sie werden aufgehoben, bekommen durch eine Fulguration neue Qualitäten und sind vor allem komplexer. Das zu übersehen, war der Fehler des Reduktionismus. Aber Systemebenen folgen auch dem Gesetz der Selbstähnlichkeit. Die Idee, daß sich beispielsweise unser logisches Denken evolutionär analog und entlang der physikalischen und biochemischen Grundlagen des Gehirns entwickelt hat und eben deswegen die Natur begreifen kann, ist eine weitverbreitete Ansicht, die von Leuten wie *Konrad Lorenz* und *Karl Popper* vertreten wird. *Lorenz* stellt seinem Werk „Die Rückseite des Spiegels“ ein Zitat von *Goethe* voran: „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken“ (*Lorenz* 1979, S.11).

Wenn es richtig ist, daß das Gestaltprinzip in immer höheren Organisationsformen wiederkehrt, so müssen wir es auch auf der Gruppen- und Gesellschaftsebene finden. Auch für eine Gruppe gilt, daß sie mehr ist als die Summe ihrer Teile.

Es ist empirisch belegter Standard, daß Personen anders denken und sich anders verhalten, sobald sie Teil einer Gruppe sind (Diffusion der Verantwortung, etc.). Also auch hier trifft es zu, daß der Teil nur von der Ganzheit her verstehbar ist. Die Figurbildung muß - in veränderter Form - auch auf dieser Integrationsebene wirksam sein. Im Klassiker „Gestaltgruppen“ von *Ruth Ronall* und *Bud Feder* (1983) wird es erwähnt. *Lieberman* sieht die Gruppe als im „gleichen Maß eine organismische Einheit wie das Individuum“ (S. 61, ebd.). Für *Kitzler* ist die Gruppe „der Grund, auf dem alle ihre Mitglieder stehen können“ (S. 51, ebd.). Es gibt dabei allerdings ein Problem: Die Gruppe ist der Ort, der Hintergrund und das Medium der persönlichen Reifung des Individuums. Gruppen sind in diesem amerikanischen Verständnis eine Art *Wechselrahmen*. Austauschbar und wählbar. Schwere psychische Störungen, die für ein *an sich gesundes* Individuum aus der Zwangsläufigkeit seiner Einbettung in eine Gruppe oder Gesellschaft mit pathogenem Milieu entstehen, sind in dieser Sprache nicht formulierbar und werden auch konsequent ignoriert. Die Arbeitslosigkeit ist genau so ein Problemtypus. Die Gestalttheorie trägt hier eindeutig die Züge der kulturellen Umgebung, in der sie entstanden ist.

Die USA sind ein Land, in dem Konflikte traditionell gelöst werden, indem ein Teil geht, das Feld verläßt und sich woanders niederläßt (go west, young man!). Platz gibt es (noch) genug. Die (europäische) Einsicht, daß Individuum und Gesellschaft untrennbar verschränkt sind, die unauflösbare Gebundenheit an ein soziales Apriori, ist der Gestaltgruppentheorie fremd.

Was bedeutet nun: „Soziale Figur“? Eine „Soziale Figur“ ist das Ergebnis des Prozesses der Figurbildung auf einer *überindividuellen Integrationsebene*. Wir wissen aber auch, daß „Soziale Figuren“ nur unter Mitwirkung von Individuen zustande kommen können. Die „Soziale Figur“ ist also eine Folge des Gruppenprozesses (oder gesellschaftlichen Prozesses) und gleichzeitig eine Qualität jedes der Mitglieder dieser Gemeinschaft. Ja genaugenommen gibt es nur eine Möglichkeit für Individuen, an der Gemeinschaft teilzuhaben - und das ist durch die Teilhabe an „Sozialen Figuren“. Eine „Soziale Figur“ ist also zweifach repräsentiert: Im Bewußtsein der Individuen und im kollektiven Bewußtsein der Gemeinschaft. Die bisherige Definition der Gemeinschaft ausschließlich als Grund negiert nicht nur die eigenständige Dynamik dieser überindividuellen Integrationsebene, sie reicht auch nicht tief genug und ist als Explikation zu dünn, um die Phänomene auf individueller Ebene *von Personen, die Teil einer Gemeinschaft sind*, zu erklären. Notwendig wäre eine Untersuchung der Interaktion von Individuum und Gruppe unter dem Aspekt, daß sie durch die zweifache Repräsentation der „Sozialen Figuren“ miteinander verbunden sind. Die Interaktion, solcherart beschrieben, wäre eine Integration von Gestaltkonzepten in die Gruppendynamik und hätte vermutlich größere Erklärungstiefe. So wäre es plausibel, warum die Themenfindung so zentral für die Gruppenbildung ist, und warum

Gruppen, die gemeinsame Themen gefunden haben, bessere Arbeitsfähigkeit und weniger Konflikte zeigen. Der Prozeß der Ausgrenzung von Personen aus der Gemeinschaft - unser Thema hier - kann ebenfalls schlüssiger beschrieben werden.

Als praktisches Beispiel für „Sozialen Figuren“ könnte man den Bau einer Schule nennen. Gehen wir davon aus, daß das Bedürfnis in der Gemeinschaft vorhanden ist und stärker wird. Das Thema wird im kollektiven Bewußtsein allmählich in den Vordergrund treten. Bei genügender Prägnanz wird die Gemeinschaft aktiv werden, einen Baugrund suchen, Pläne verfertigen und Personen beauftragen, die das Werk durchführen. Ist es vollbracht, wird das Ende dieses Zyklus durch das Ritual der Eröffnung markiert und gefeiert. Aber auch die Aufrechterhaltung des Unterrichts ist eine kollektive Leistung. Diese „Soziale Figur“ erstreckt sich über Jahrzehnte und hat kein absehbares Ende. Für die angestellten Lehrer ist sie als „Erwerbstätigkeit“ ebenfalls eine wahrscheinlich jahrzehntelange Figur in ihrem Leben. Auf beiden Ebenen ist diese große „Soziale Figur“ auch Hintergrund für die Figuren der einzelnen Schultage, bzw. Schulstunden. Man könnte auch noch die Weise, wie die Schüler beteiligt sind, untersuchen. Auch für sie ist eine Art - ihre Art - der Teilhabe am Ganzen. Zu sagen, die Soziale Figur par excellence ist die berufliche Arbeit, wäre nicht ganz korrekt. Der Begriff „Arbeit“ ist zu ungenau und zu abstrakt. Es ist die konkrete *Erwerbstätigkeit*, die Arbeit an einer *Sache*, um die *es* geht. Wobei die Erwerbstätigkeit selbst eine Vorstufe der „Sozialen Figur“ darstellt. Sie ist das Mittel zum Zweck. Die Figur ist der *Zweck*, die *Sache* oder das *Thema*. Nur sie tritt im kollektiven Bewußtsein in den Vordergrund, weil nur sie einem Bedürfnis zugeordnet werden kann. Im Stadium dieser Bewußtwerdung heißt Konfiguration politische Willensbildung. Die Soziale Figurbildung im Stadium der Aktivität bedeutet (auf beiden Ebenen) Organisierte Erwerbstätigkeit. In ihr, wie *Jahoda* im Interview mit *Franz Kreuzer* meint, leistet der Einzelne seinen Beitrag zur Gemeinschaft, und er erhält nicht nur materiellen Gegenwert, sondern findet eine soziale Rolle, Zuordnung zur Gemeinschaft und letztlich Sinn. Welche Arbeitsplätze entstehen, hängt von den Bedürfnissen beider Ebenen ab. Arbeitsplätze und die dort verrichtete Arbeit sind der Schnittpunkt von Individuen und Gesellschaft. Bei genauer Betrachtung ist Art, Inhalt und Bezahlung eines Arbeitsplatzes das Equilibrium vieler verschiedener Einflußfaktoren, angefangen vom technischen Fortschritt über das Arbeitsrecht bis hin zu den Tarifverträgen zwischen Gewerkschaft und Unternehmen. Gleichzeitig ist die Erwerbstätigkeit in der individuellen Lebensspanne, wie erwähnt, eine relativ stabile, langdauernde und übergeordnete Figur, die eine Menge von Subfiguren kennt. Einzelne Tätigkeiten tauchen auf diesem Grund auf und verschwinden wieder. Auch der Job selbst bleibt für den Einzelnen nicht der gleiche. Entweder er ändert sich selbst oder es taucht ein neuer, interessanterer Job auf, es kommt zum Wechsel *des* Arbeitsplatzes. Glück hat, wem es gelingt, dieses Weitergehen in

Harmonie mit seiner Umwelt zu gestalten. Da die Figurbildung nicht mehr allein im Autonomiebereich des Individuums liegt, bedeutet das nicht nur: Was kann und will ich? Sondern auch: Was wird benötigt? Es gibt keine Soziale Figur im Ganzen ohne die Teilnahme der Teile. Es gibt aber auch keine Soziale Figur im Bewußtsein des Teils ohne die „Zustimmung“ des Ganzen. Die letztgenannte Abhängigkeit ist unser Thema, denn: Eine Person nicht an der Sozialen Figur vermittelt Erwerbstätigkeit teilnehmen zu lassen, ist eine *wesentliche Einschränkung des Lebensvollzugs*. Arbeitslosigkeit bedeutet *gesellschaftliche Isolation* durch Nichtteilhabe an der wesentlichsten Gemeinschaftsfunktion. In anderen Kulturen gibt es viele andere Gemeinschaftsfunktionen, aber in einer Arbeitsgesellschaft wie sie *Max Weber* definiert hat, ist die wesentlichste (noch) die Arbeit. Wer nicht arbeitet, findet de facto wenig Möglichkeiten der Beteiligung. *Hanna Arendt* stellt in ihrem Werk *"Vita activa"* die Frage, was eine Gesellschaft, die nicht anderes mehr kann, als arbeiten, tut, wenn ihr die Arbeit ausgeht (*Arendt 1996*).

Einmal in der Isolation gelandet, ist *es* schwer, sich aus eigener Kraft daraus zu befreien. Solange eine Person arbeitet, hat sie Zugang zu einer Unmenge von Informationen. In der Firma ergeben sich zwanglos Gespräche mit Kollegen, Kunden und Lieferanten. Über freiwerdende Stellen in der Branche gibt es einen Überblick. Auch bei Messen und auf der Montage wird das Netzwerk erweitert. Solange die Person keinen Job braucht, wäre es nicht so schwierig, „sich umzuhören“. Sobald sie jedoch einen braucht, ist sie fatalerweise aus diesem Netzwerk ausgeschlossen. Das unbefangene Fließen der Kontaktfiguren ist unterbrochen, die Neuaufnahme von Kontakten muß sehr bewußt geschehen, ist mühsam und hat immer etwas verkrampftes, da es aus einer Not heraus und zu einem Zweck geschieht. Die Person ist auf die Hilfe anderer angewiesen und kann bestenfalls frühere Kollegen ersuchen, sich umzuhören. Die Tatsache der Isolation, der Verlorenheit, trifft Menschen, die ihr Leben lang werktätig waren, unvorbereitet. Arbeitslose bewegen sich in einer anderen Erfahrungswelt, haben andere Probleme, nicht zuletzt ein anderes finanzielles und zeitliches Budget und driften so allmählich aus dem mainstream der Gesellschaft an den Rand. Wieder hineinzukommen ist schwer bis unmöglich. Selbst wenn plötzlich ein Arbeitsplatz zur Verfügung steht, der noch vor einem Jahr als ideal bezeichnet worden wäre, kann die Chance nun nicht mehr genutzt werden. Die *Arbeitsfähigkeit* sinkt mit der Fortdauer der Arbeitslosigkeit. Einerseits weil der Betroffenen den Anschluß an die technische Entwicklung in seinem Beruf verloren hat. Andererseits weil er nicht mehr so wie früher arbeiten *kann*. Zumindest nicht sofort. Fähigkeiten, die nicht gebraucht werden, baut der Leib ab. Das bezieht sich auf das notwendige Wissen über Arbeitsvorgänge und die handwerkliche Geschicklichkeit, aber auch auf Zeitdisziplin, Konzentrationsfähigkeit und Durchhaltevermögen. Personalchefs kennen *dieses* Phänomen ebenso wie Trainer und Arbeitspsychologen. Wenn jemand nach mehreren Jahren wieder einen Job angeboten bekommt, dann unter Berücksichtigung dieser Defizite. Das heißt, nicht auf gleichem Niveau, nicht bei gleicher Bezahlung -oft unter dem Betrag des Arbeitslosengeldes. Wenn er es trotzdem nicht schafft oder er erneut abgebaut wird, sinkt das Arbeitslosengeld und es beginnt ein Teufelskreis der Zermürbung.

Ein Klient aus Leibnitz in der Südsteiermark (Arbeitslosenquote 17%) hat seine Situation einmal so beschrieben: „ Es ist nicht so, daß ich nicht genug zu tun hätte. Am Haus ist einiges zu reparieren, und ich tischlere gern. Aber von den Dingen, die ich mir vorgenommen habe, als ich von der Kündigung erfahren habe, habe ich - außer dem Urlaub - nicht viel gemacht. Es ist ja egal, ob ich was mache oder nicht, es geht niemandem ab.“ In irgendeiner Form waren alle Klienten - ohne es wahrzunehmen - Teile eines großen Uhrwerkes. Ein Zahnrad, das vom anderen Räderwerk abgekoppelt wird, dreht sich noch eine Weile für sich selbst. Aber es erfährt weder Antriebsimpulse aus dem restlichen Uhrwerk, noch vermittelt es Impulse dorthin. Es wird irgendwann aufhören, sich zu drehen. Selbst eine schlecht qualifizierte Tätigkeit, wie etwa Regalbetreuerin im Supermarkt, füllt einen Platz aus. Neben allem Gerede von ehrenamtlicher Tätigkeit und wie unerlässlich diese Hilfe sei, gibt es vor allem eine Ebene, an der sich die *Notwendigkeit* einer Arbeit in unserer Gesellschaft wirklich zeigt, und das ist die materielle. Besteht darüber Einigkeit, daß die „Not, die ich wende“, wirklich eine Not ist, mit anderen Worten: ist meine Tätigkeit auf der Ebene der Gesellschaft wirklich in den Vordergrund gerückt und als Bedürfnis definiert, dann und nur dann gibt *es* dafür Geld. Wer dafür bezahlt wird, wird gebraucht. Das ist die *Wahrheit* im Kapitalismus. (Der Begriff *Wahrheit* ist passend, weil in der gebräuchlichsten Definition die *Wahrheit* aus dem sozialen Konsens über Wahrnehmung und Bedeutung von Phänomenen besteht.) Das materielle Entgelt ist der Prüfstein der schönen Worte. Eine Regalbetreuerin, die zu spät kommt, wird gerügt und kann entlassen werden. Ein ehrenamtlicher Helfer kaum. Es ist dieses Feedback der Umgebung über die eigene Kompetenz, das eigene Verhalten, auf das sich auch *Freud* bezieht, wenn er sagt, daß die Arbeit des Menschen wichtigste Bindung an die Realität sei. Auf diesem Hintergrund wird es verständlich, warum Hausfrauen sich für schlechtbezahlte Jobs bewerben, auch wenn der Ehemann gut verdient und „sie es nicht notwendig hätten.“ Selbst das Putzen, das zu Hause verhaßt ist, kann als bezahlter Job außer Haus als durchaus erträglich erlebt werden. Der dargestellte Zusammenhang ist ein sehr wichtiger, aber es wäre falsch, in Abwandlung eines Kirchendogmas daraus „nulla salus extra laborem“ zu schließen. Und er ist auch kein unveränderlicher. Der Marxismus irrt mit seiner primordialen Wertschätzung der Arbeit. Es gibt auch ein Heil außerhalb von Arbeitsbeziehungen. Es wäre ein wichtiges politisches Ziel, die Teilhabe an den wichtigsten Sozialen Figuren nicht nur über das Konstrukt Erwerbstätigkeit zu ermöglichen. Das Nachgehen persönlicher Leidenschaften und das Ausüben nicht entlohnter Tätigkeiten können einen zentralen Stellenwert im Leben eines Menschen haben und sind nicht unbedingt isolierte Beschäftigungen. Problematisch wird es dort, wo - ohne Änderung der

Rahmenbedingungen - bewußt die Grenze zur Arbeit verwischt wird und sie statt eines Arbeitsplatzes dienen sollen.

## 8. THEORIEFIGUR 2: BLOCKADE DES ERLEBENSZYKLUS IM TANTALUSFELD

„Each figural development contributes its share in the total experience as much as a single film negative contributes in the uninterrupted flow of a moving picture. If the machine breaks down the flow is immobilized. If single films are blank, the flow will have gaps, seriously disturbing the meaningfulness or interestingness of the film“ (Polster S. 2, 1967, vgl. auch Polster & Polster S.48, 1973).

So, wie wir innerhalb eines Tages mehrmals Themen aufgreifen, von einem Thema zum nächsten weitergleiten, eine Figur nach der anderen aus dem Grund hervortritt und wieder dorthin zurücktritt, so geschieht es über die Tage hinweg mit größeren Einheiten. Etwas beschäftigt unser Interesse, wir vertiefen uns, wir erledigen es, verlieren das Interesse und gehen weiter. Die Ungebrochenheit und Natürlichkeit dieses Flusses von Ereignissen und Momenten ist der Grundgedanke im Gesundheitsbegriff der Klassischen Gestalttherapie. Die *Organismische Selbstregulation* repräsentiert schon bei Perls das Ideal des *richtigen Lebens*. Obwohl das Konzept in seiner individualistischen und naiven Radikalität nicht haltbar war, bleibt es konstitutiv für jede Art von Ansatz, der sich Gestalt nennt.

Arbeitslosigkeit ist *auch* eine Blockade der Figurbildung und des Erlebenszyklus von außen, wobei die Betonung nicht auf der unfreiwilligen Auflösung der alten Figur liegt. Daß Gestalten auch vor der Zeit zerbrechen, ist ein Teil des Lebens. Der gesunde Leib kann damit umgehen, es betrauern und sich davon befreien. Die eigentliche Katastrophe liegt bei der Verhinderung der Neubildung und der Fixierung dieses Zustandes. Denn auch das „Abschließen dieses Kapitels“ und die Hinwendung zu anderen, interessanten und erfolgversprechenden Lebensbereichen ist dem Individuum nicht gestattet. „Nicht gestattet“ ist durchaus keine Übertreibung. Im Österreichischen Arbeitslosenversicherungsgesetz (ALVG) sind die Bestimmungen eindeutig: Anspruch auf die Auszahlung der Versicherungsleistung hat nur, wer *arbeitswillig* und *arbeitsfähig* ist. Wer nicht arbeitsfähig ist, bekommt entweder Krankengeld von der Krankenkasse oder Frühpension. Wer nicht arbeitswillig ist, bekommt gar nichts. Arbeitswillig sein, heißt, sich bereitzuhalten, im *Zustand des Wartens* oder der *awareness* zu verharren. Die Aufnahme eines Studiums beispielsweise - auch wenn es nur als Zwischenlösung gedacht ist - steht im Widerspruch zur ständigen Bereitschaft und führt zur Einstellung respektive zur Rückzahlung des Bezugs (§ 12/ 4). Wir haben also eine Situation, in der Personen im Stadium einer „unvollendeten Figurbildung“ und eines „unabschließbaren Kontaktzyklus“ von außen festgehalten werden. Ein normaler Mensch fängt einen Zyklus, den er nicht beenden darf, nicht immer wieder von neuem an. Tut er es trotzdem, gilt es als „unerledigtes Geschäft“ und als Pathologie. Das Geschäft einer permanent erfolglosen Arbeitssuche endgültig zu erledigen, ist aber fast nicht möglich. Wohin soll man gehen ohne Geld und Versicherung, was soll man anfangen? Die für *Jahoda, Zeisel* und *Lazarsfeld* überraschende und unerklärliche Lähmung der Population von Marienthal ist in unserer Theorie gut vorhersagbar und begründbar. Ebenso der Verlust der Zeitstruktur. Das innere Erleben wird durch das eingangs zitierte Weitergleiten des Films von Bild zu Bild gegliedert - auch zeitlich. Ein Stoppen dieser organismischen Selbstregulierung und Einfrieren bei einem Punkt muß zu einer Störung der Lebensenergie und der Zeitwahrnehmung führen. Wenn dem nicht so wäre, wäre etwas an der Gestalttheorie falsch.

Für einen Arbeitslosen wäre es eine Überforderung zu verlangen, Motivation, Sinn und Lebensfreude aus den Werken zu gewinnen, die er in der „Freizeit“ vollbringen kann. Es ist nicht so sehr das Geld, das auch für die „Freizeitarbeit“ notwendig ist, und es ist nicht, weil er nicht für sich alleine arbeiten kann. Das ist schwer, aber es ist ein (bürgerliches) Vorurteil, daß nur Intellektuelle und Künstler in der Lage sind, sich zurückzuziehen, um an einer Erfindung, einem Gemälde oder einer wissenschaftlichen Studie zu arbeiten. Die Situation ist deswegen fast unmöglich zu bewältigen, weil die *awareness* auf die Arbeitssuche fixiert bleibt und kein neuer Zyklus begonnen werden kann. Es existieren genug Fallbeispiele von Personen, die aus der Arbeitslosigkeit heraus einen Antrag auf Frühpension gestellt haben und die während der Arbeitslosigkeit wie gelähmt waren, aber in der Frühpension zu einer aktiven Lebensgestaltung zurückgefunden haben. Als ich selbst nach einigen Monaten erfolgloser Stellensuche begann, eine Existenz als Gruppentrainer aufzubauen, bezog ich in den ersten mageren Monaten nebenbei auch Arbeitslosengeld. Irgendwann wurde mir bewußt, daß es mich daran hindert, voll in meinen neuen Beruf einzusteigen. Nicht daß ich mich dabei ausgeruht hätte, aber die volle Energie und Ernsthaftigkeit kamen erst, als ich die Sicherheitsleine hinter mir kappte. Mich selbst aus der subtilen Abhängigkeit zu befreien, hieß ein Thema abschließen und einen Schritt weiterzugehen. Beides, der nicht abschließbare Zyklus und die Isolation, die aus der Nichtteilhabe an den Sozialen Figuren resultiert, ergänzen sich in ihrer krankmachenden Wirkung. Für Menschen, die für niemanden Sorge tragen, ist ein Verlassen der krankmachenden Situation eher denkbar als für solche mit Familie. Ein Abbruch der Zelte an einem Ort, ein Neubeginn woanders in einem anderen Beruf geht zuerst einmal mit einer weiteren Verschlechterung einher und einem hohen Risiko. Sich selbst einzuschränken und- für sich Risiko zu tragen ist leichter, als es seiner Familie

zuzumuten, besonders wenn sich Männer in der traditionellen Rolle als Familienerhalter sehen. Wir haben hier also eine weitere, mächtige Schranke, die Menschen im unabschließbaren Zyklus fixiert. Zu den genannten Faktoren kommt die „strafverschärfende“ Bedingung regelmäßiger Bewerbungsgespräche. Eine Stelle vom Arbeitsmarktservice (AMS) vermittelt zu bekommen, heißt ja nicht, dort hinzugehen und mit der Arbeit zu beginnen. Es gibt viele, die die gleiche Zuweisung erhalten haben. Der Unternehmer ist in der Lage, auswählen zu können. Nur einer bekommt den Job, für die anderen beginnt der Bewerbungszyklus von vorne. Eine Erfahrung, die ich mit den wohl über siebenhundert Arbeitslosen, die ich im Verlauf der letzten neun Jahre betreute, gemacht habe, ist die Tatsache, daß jene, die sich nicht sicher sind, ob sie einen bestimmten Arbeitsplatz wirklich wollen, eher keinen Erfolg haben. Sowohl bei der Vorbereitung als auch beim Vorstellungsgespräch spielt das Einlassen auf die Situation eine entscheidende Rolle. Im Begriff „Hoffnung wagen“ steckt das Dilemma bereits drinnen. Zu hoffen bedeutet, die mögliche Zukunft in einer Firma und in einer Tätigkeit bereits gedanklich vorwegzunehmen. Es heißt, die innere Planung, die ja meist doch irgendwie anders ist, darauf abzustimmen. Es heißt, auf Alternativen zu verzichten und eine Tätigkeit auch mit ihren Nachteilen zu akzeptieren. Wenn die Hoffnung neuerlich enttäuscht wird und der Kontaktzyklus in diesem späten Stadium unterbrochen wird, ist die Niedergeschlagenheit besonders groß. Das erneute Aufraffen, das erneute Einlassen dauert von mal zu mal länger. Das „coole“ Absolvieren von Einstellungsinterviews ist erfahrungsgemäß nur bei extrem guter Qualifikation und wenigen Konkurrenten erfolgreich. Ein Personalchef von der Creditanstalt in Salzburg hat es einmal so formuliert: „Qualifikation kann man zum Teil nachschulen, unser internes Training ist ohnehin sehr ausführlich. Mangelnde Persönlichkeitsfaktoren und Motivation müssen in der Bewerbungssituation erkannt werden, denn sie sind kaum mehr zu beeinflussen.“ Internationale Konzerne wie Procter & Gamble oder Unilever suchen für den Managementnachwuchs in Inseraten nur mehr ganz allgemein nach Akademikern, egal welcher Richtung. Entscheidend sind dann die „weichen Faktoren“. In ein Vorstellungsgespräch ohne „echtes Engagement“ zu gehen, heißt also, eindeutig geringere Chancen als die Konkurrenten -es genügt ja ein einziger, der besser ist - zu haben. Wer sich in den Jobinterviews überhaupt nicht bemüht, riskiert den mehrwöchigen Entzug des Arbeitslosengeldes nach § 10 ALVG wegen „Vereitelung eines Dienstverhältnisses“. Überspitzt formuliert ist die Arbeitslosigkeit eine Art subtile Folterkammer. In der Kammer herrscht ein hohes schädigendes Spannungsfeld. Wer in das Kraftfeld gerät, bestimmt der Zufall. Es wäre falsch zu behaupten, daß es niemand schafft, das Feld aus eigener Kraft zu verlassen. Wer gesund und stark ist, die Gefährdung gleich erkennt und in die ersten Versuche seine ganzen Kräfte legt, dem gelingt es gewöhnlich, sich freizustrudeln. Manchen mit Glück auch noch später. Die Zögerlichen und jene, die schon schwach eintreten, werden allmählich noch schwächer und ihre Versuche werden verzweifelter und hoffnungsloser. Das Kraftfeld und seine Grenzen sind unsichtbar, doch jedem bekannt. Nur um den Preis des totalen bürgerlichen Existenzverlustes können sie ohne Erlaubnis überschritten werden. Erst wenn eine *sichtbare* körperliche Schädigung eintritt, und sei sie auch selbst zugefügt, löst sich die Fixierung. Der Betroffene wird dann in der staatlichen Rehabilitationsmaschinerie aufgepäppelt und darf entweder in Frieden seiner Wege gehen, oder er muß für einen neuerlichen Durchgang in die Folterkammer. Die Metapher ist pointiert, aber nicht übertrieben. Wir sprechen von einer psychischen Realität. Es fällt uns schwer anzuerkennen, daß deren Grenzen genauso real und fest sind, als ob sie aus Beton wären. Sichtbar und meßbar sind erst wieder die Schäden: Die Selbstmord- und Alkoholismusstatistiken und was sonst empirisch festgestellt wurde.

Praktisch alle Formen des psychischen Leidens tauchen in der Mythologie auf, wahrscheinlich weil sie dadurch exzentrisch betrachtbar, begreifbar und durch Rituale bewältigbar sind (vgl. auch die bereits erwähnte Büchse der Pandora). Die Griechen kannten den Hades als Unterwelt, aber keine Hölle im christlichen Sinn. Mit Ausnahme einiger Sonderabteilungen für spezielle Frevler im Tartarus, dem tiefsten Teil der Unterwelt, abgetrennt durch eine dreifache Mauer und einen Feuerfluß vom übrigen Hades: *Sisiphus* hat bekanntlich die Aufgabe, einen Marmorblock einen Hang hinauf zu wälzen. Kurz bevor er sein Ziel erreicht, erlahmen seine Kräfte oder der Stein entgleitet ihm, jedenfalls rollt er zurück zum Ausgangspunkt. Er kann seine Aufgabe nie abschließen. *Tantalus* steht unter Fruchtbäumen im Wasser eines kleinen Teichs. Er leidet schrecklichen Hunger und noch schrecklicheren Durst. Sobald er sich bückt, um zu trinken, versickert das frische Wasser zu seinen Füßen im Boden, sobald er die Hand ausstreckt, um einen Apfel oder eine der Feigen zu pflücken, bewegt ein Windstoß den Ast von seine Händen weg. Beide Qualen, die von *Tantalus* und die von *Sisiphus*, stellen unvollendbare Zyklen dar. Für die Griechen war eine Fixierung in einem solchen Feld der eigentliche Inbegriff der Höllenqual. Wobei es bei den sprichwörtlichen *Tantalusqualen* nicht um ewig unstillbaren Hunger und Durst geht, sondern um die ewig aufrechterhaltene Spannung. *Tantalus* kann sich nicht suizidieren, indem er auf die nicht erreichbare Nahrung verzichtet. Als dritte, selten erwähnte Qual kommt noch eine unstillbare Angst hinzu. Es gibt objektiv nichts zu fürchten, er kann ja nicht sterben, selbst wenn er wollte, da er schon tot ist, und er weiß das auch. Trotzdem ist da diese ständige irrationale Angst, von einem Felsen, der wie ein Damoklesschwert über ihm hängt, erschlagen zu werden.

Allein die Erwähnung des Namen *Tantalus* erregte bei den Menschen seit altersher Grauen. *Goethe* läßt auf die Auskunft seiner Amphigonie, sie sei aus „Tantalos' Geschlecht“, den König Thoas sagen: „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus.“ *Schiller* nahm den Tartarus als Thema für ein Gedicht, das von *Schubert* vertont wurde („Gruppe aus dem Tartarus“). Das Ausmaß seines Fluches und die Qual von *Tantalus'* vergeblicher Aktivität kann allerdings erst mit dem Konzept des Gestaltzyklus in seiner ganzen Tiefe und Tragweite psychologisch ermessen und

(theoretisch) beschrieben werden. Es ist verwunderlich, daß diese Mythen, die wirklich prägnante Figuren auf dem Hintergrund unserer ureigenen Kulturgeschichte darstellen und so offensichtlich mit Bedürfniszyklen zu tun haben, von Gestaltpsychologen nicht früher für unsere Theorie nutzbar gemacht worden sind.



Bildnachweis: Illustration von R.H. Eisenmenger, Nachdruck aus *Schwab / Eigl* S. 61, 1955.

Eine Erklärung mag sein, daß am Anfang der Theoriebildung der Gestalttherapie das Individuum stand und bis heute im Mittelpunkt blieb. Auch *Lewin* (als guter Amerikaner, der er immer sein wollte) sah das Soziale Feld, die Lebenswelt, stets vom Zentrum des Individuums aus und *Perls* erst recht. Selbst der Sozialphilosoph *Goodman* überspringt *diese* Schranke in der Therapiekonzeption nicht (in der Gesellschaftstheorie schon; vgl. *Wheeler* 1993). Die Gestalttherapie ist für diese Blindheit auf dem soziologischen Auge stets heftig kritisiert worden - und hat trotz guten Willens wenig daran ändern können. *Erving Polster* plädierte auf der 14. Jahreskonferenz des "Gestalt Journals" am 5. April 1992 in Boston für eine nachhaltige Erweiterung des Focus vom Individuum auf die Gemeinschaft: „First, let's look at the barriers represented by GestaltTherapy's historical emphasis on the individual, then on some options for adapting gestalt therapy principals to the community at large. (...) The so-called gestalt prayer is only one

representation for this elevation of individuality. Another is the almost reverent homage given to personal choice and responsibility in a world where many people experience much less choice, as for example in breathing polluted air, then the philosophers say they have" (*E.Polster, S. 2, 1992*).

Die Probleme, die *Tantalus* hat, sind jedenfalls nicht individualpathologischer Natur. Daß seine Leiden ebenfalls auf einer Zyklusunterbrechung beruhen und sogar den Prototyp einer Variante darstellen, konnte nicht wahrgenommen werden. Unausgesprochene Prämisse der klassischen Gestalttherapie ist es wohl immer noch, daß das Feld verlassen werden kann oder daß es zumindest keinen von außen induzierten Wiederholungszwang gibt. Ein *Tantalus-Feld* zeichnet sich aber genau dadurch aus. Natürlich sind die Schranken nicht unüberwindlich im absoluten Sinn eines Mythos. Als allerletzter Ausweg bleibt (fast) immer der Freitod. Aber wenn der Preis nicht der physische, sondern (nur) der bürgerliche Tod ist, stellt sich die Frage, ob die Person außerhalb seines Feldes noch die gleiche ist. Identität und Feld hängen eng zusammen, in traditionellen Gesellschaften ist die Verschränkung so stark, daß physischer und bürgerlicher Tod zusammenfallen können. Im antiken Griechenland galt die Verbannung als zweitschwerste Strafe, gleich nach der Todesstrafe. *Sokrates* hätte um eine Umwandlung seines Todesurteils in eine Verbannung ersuchen können, er zog den Schierlingsbecher vor. *Ovid* schreibt im Jahr acht nach Christus aus Tomis am Schwarzen Meer, dem Ort seiner Verbannung in den „*Tristia*“, den Liedern der Trauer, nach Rom:

„Schändlicher, der du bei meinem Geschick frohlockst und mich immer wieder aufs neue verklagst,  
Blutiger, wer du auch bist,  
du bist von Felsen geboren, gesäugt von der Milch eines Raubtiers, und ich behaupte:  
dein Herz ist wie ein Kiesel so hart.  
Welch eine höhere Stufe verbleibt, zu welcher sich dein Haß noch steigern könnte? Welch  
Leid meinst du, fehle mir noch,  
da mich barbarisches Land und des Meers unwirtliche Küste, da mit dem Nordwind mich  
sieht der mänalische Bär?  
Keine Verständigung gibt's mit dem wilden Volk durch die Sprache; wo ich auch geh' oder  
steh' packt mich die quälende Angst.“  
(3. Buch, 11. Gesang, *Publius Ovidius Naso* 1993; 83 f)

Die untrennbare Verbindung von Person und Feld ist also menscheitsgeschichtlich eher fast die Regel als die Ausnahme, auch in der Neuzeit. *Stefan Zweig*, um nur einen zu nennen, ging in Brasilien in den Freitod und begründet das in seinem Abschiedsbrief mit der persönlichen Unmöglichkeit einer Existenz in einer fremden Kultur. Die Exilliteratur ist eine mächtige Abteilung der Literaturgeschichte und voll mit ähnlichen Beispielen. Man kann es *Perls* und auch *Lewin* nicht zum Vorwurf machen, daß sie am Exil nicht zerbrachen. Beide sahen darin - neben allem Leid - auch eine Chance und wären wohl in Europa unbekannt Universitätsdozenten geblieben. Der Ansatz, bei Schwierigkeiten das Feld zu wechseln, ist nicht nur ein Spezifikum der amerikanischen Kultur, er läßt sich auch bei der Person *Perls* gut nachweisen. Der Wechsel der Lebensorte von Deutschland nach Wien, Südafrika, USA-Ostküste, USA-Westküste und Kanada mit vielen Zwischenstationen ist nicht nur die Wanderbewegung eines Exilierten und nicht nur Reiselust. Es ist auch die Flucht vor Stagnation und unhaltbaren Situationen. Der „Gestaltzirkus“ als Feldwechsel hat bei ihm, wie auch aus dem „Gestaltgebet“ hervorgeht, paradigmatischen Charakter.

Die Barrieren, die das *Tantalus-Feld* umschließen, sind also relative. Relativ zu sozialen und biographischen Faktoren des Betroffenen. Insgesamt aber doch so hoch, daß sie für die meisten Menschen *de facto* unüberwindlich sind. Die Unfähigkeit, die Barriere zu überwinden, als individuelles Defizit zu definieren, wäre Unsinn. Hier muß sich der Gesundheitsbegriff an der statistischen Norm und am sozialen Kontext orientieren.

Als ich auf meinen Arbeitslosengeldbezug verzichtete, habe ich dabei eine relativ hohe Schwelle überschritten: Aus einer eher abstrakten Einsicht heraus, Gratifikationen des Staates zurückzuweisen und kurze Zeit ohne Krankenversicherung zu existieren, aber mit der Hoffnung, daß die Krise gleichzeitig Abschluß, Befreiung und Boden für einen Neubeginn ist - dieser Gedankengang ist für die meisten Mitteleuropäer schlichtweg nicht nachvollziehbar. Ich war in einer privilegierten Situation. Als Single mit einer schützenden Herkunftsfamilie im Hintergrund und Berufserfahrung in den USA, wo beinahe 20 % der Bevölkerung keine Sozialversicherung haben, war ich kein Vergleichsstandard für den durchschnittlichen österreichischen Arbeitslosen. Mit der hohen Schwelle, das Feld zu verlassen und dem immanenten Wiederholungszwang in einem unabschließbaren Zyklus sind die beiden wichtigsten Definitionskriterien des Titelbegriffs dieser Theoriefigur genannt.

Warum aber *Tantalus*- und nicht *Sisiphusfeld*? Das wesentliche Kriterium, warum ich den Tantalusmythos als fruchtbarer und adäquater für die Theoriebildung ansehe, ist das Faktum, daß Tantalus' Aktivität einer persönlichen Bedürfnisbefriedigung entspringt. *Sisiphus* dagegen verrichtet befehlsgemäß eine Arbeit, die nichts mit seinem Wesen und - anders als bei Tantalus - auch nichts mit seinem Frevel zu tun hat. In diesem Sinne ist seine Arbeit tatsächlich

*sinnlos*. Der Zwang, die Tätigkeit zu verrichten, ist ein rein äußerlicher. Er hat keine innere Repräsentation, ist somit nicht einmal ein Introjektion. Natürlich ist auch Zwangsarbeit bzw. die Unterbrechung derselben kurz vor dem Abschluß eine Zyklusunterbrechung. Aber ohne Identifikation und ohne die Involvierung personenbezogener Bedürfnisse bleibt die Sache etwas oberflächlich.

Das Schicksal des Tantalus ist psychologisch angelegt, ist auf subtile Weise grausamer und der Mythos ist in sich schlüssiger. Als weiteren Definitionspunkt können wir nennen: Personen, die sich in einem Tantalus-Feld befinden, agieren immer auch aus einer inneren Notwendigkeit heraus.

Die Geschichte der Sozialpsychologie ist die eines Spannungsfeldes von Individuum und Gesellschaft. Der Einzelne und die Gemeinschaft wurden (von den hauptsächlich amerikanischen Autoren) fast durchgehend in einer (nicht sehr fruchtbaren) Dichotomie dargestellt. Der *Lewinsche* Feldbegriff bietet die Chance einer Synthese. Wenn ich von einem *Tantalus-Feld* spreche, so meine ich weder Individuum noch Gemeinschaft, sondern die Schnittstelle von beiden. Das Feld zu beschreiben, heißt, den *Kontakt* zu beschreiben. Die Feldqualität ist die Qualität des Kontaktes der Person zum Feld in dem es sich bewegt und umgekehrt. Der Begriff „Feld“ ohne Personen macht ja so wenig Sinn, wie der Begriff „Raum“ ohne Menschen. In irgendeinem Feld zu sein, ist ein Apriori der Existenz. Sinn macht es nur, über das „wie“ des „in der Welt sein“ zu sprechen. Dieser Verzicht auf ontologische Kategorien (eidetische Reduktion) ist durchaus in der phänomenologischen Tradition. Erst *im Bezug* wird die Erkenntnis der Dinge (die Wesensschau) möglich. Von einem Feld zu sprechen heißt also immer, von bestimmten, dauerhaften Existenzbedingungen zu reden. Diese Existenzbedingungen sind nicht an die Individuen gebunden und nicht augenblicksgebunden, sie stellen eine zeit- und personenübergreifende Beziehungsform dar. Die im *Tantalus-Feld* beschriebene Kontaktqualität des strukturierten Grundes zur Figur ist ein leidvoller, zerstörerischer Prozeß. Sie ist - wie wir gesehen haben - seit altersher bekannt. Ich behaupte, daß solche Situationen nie selten waren und auch heute nicht sind. Die Arbeitslosigkeit ist vielleicht die häufigste und prägnanteste in der modernen Gesellschaft. Aber wenn man sucht, wird man Beispiele in anderen Lebens-zusammenhängen finden.

Das *Tantalus-Feld* ist eine Subform des Begriffs „pathogenes Milieu“ aus der Integrativen Therapie. Da es hier zudem das „soziale Apriori“ der Integrativen Therapie und die Zyklustheorie aus der Klassischen Gestalttherapie verknüpft, zeigt es auch die Kompatibilität der beiden Therapierichtungen. Aus den bisherigen Ausführungen ging schon hervor, daß ich Arbeitslosigkeit für eine „zeittextentierte, multifaktorielle Be- und Überlastung“ (*Petzold* 1992, S. 586, ) halte. Auf die protektiven Faktoren und die subjektiven Theorien, die neben vielen anderen Faktoren die Varianz der individuellen Schädigungen ausmachen, soll aber hier ausdrücklich nicht eingegangen werden. Da die Wahlmöglichkeiten, das Feld zu verlassen, bei Kindern noch wesentlich geringer sind, ist die Wahrscheinlichkeit, hier fündig zu werden, besonders groß. In der Tat scheint der Schulstreß unter bestimmten familiären Rahmenbedingungen Ausmaße zu erreichen, die es rechtfertigen, von einem solchen Feld zu sprechen. Nicht nur in Familien, auch in Totalen Institutionen und anderen Lebensorten mit hohen sozialen Barrieren ist die Existenz von *Tantalus-Feldern* vorhersagbar. Hier in die Tiefe zu gehen wäre sehr interessant, würde aber den Rahmen der Arbeit sprengen.

Was bedeutet die Berücksichtigung von *Tantalus-Feldern* nun für die Krankheitslehre? Die Gestaltdiagnostik - wenn es so etwas in einer prozeßorientierten Therapie überhaupt gibt - geht von einem Zusammenhang von Störung und Punkt der Zyklusunterbrechung aus. Im weiterentwickelten Modell von *Erving und Miriam Polster* (*Polster & Polster* 1973) werden analog dazu Introjektion, Projektion, Retroflektion, Deflektion und Konfluenz als Widerstandsstile genannt. Es ist seither üblich, die Bulimie beispielsweise einer frühen Zyklusstörung im Bereich der awareness zuzuordnen oder die Depression der Unterbrechung der Aktivität. Eine extern induzierte Zyklusunterbrechung über längere Zeit ohne Möglichkeit das Feld oder den Zyklus zu verlassen, wie sie für unser Konzept charakteristisch ist, erzeugt neue Schädigungsformen. Der Verlust der Zeitstruktur mag ein Beispiel sein. In der Behandlung wird man - sofern Arbeitslose für Psychotherapeuten einmal eine lukrative Zielgruppe werden - die Wege der Heilung anpassen müssen.

Die Qualitäten des *Tantalus-Feldes* erinnern in manchen Punkten an den Begriff des doublebind aus der Systemischen Familientherapie. Die Fixierung in einem System, in dem jede Aktivität zu Frust führen muß, hat bestimmte Ähnlichkeiten mit unserem Konzept. Da die Systemische Familientherapie aber kein Modell von Antrieb bzw. Vollendungswunsch hat, fehlen wesentliche Momente der Spannung und der Pathogenese.

## 9. THEORIEFIGUR 3: STÖRUNG DER IDENTITÄT

In der Klassischen Gestalttherapie fällt der Identitätsbegriff zu einem großen Teil mit dem Konzept des Selbst zusammen. Das gilt vor allem für die „frühe Lehre“. Seit Ende der 80er setzt sich - rund um die Cleveland-School und ihren Publikationen - ein neuer Trend durch. Gestalttherapeuten wie *Ed Nevis* arbeiten zunehmend mit Organisationen und „communities“, eine Arbeit, die ohne Berücksichtigung der Vernetzung des Individuums unmöglich ist. 1991 wurden diese Ansätze in *Wheelers* „Gestalt reconsidered“ (dt: Kontakt und Widerstand 1993) fokussiert. Der Arbeit mit dem „Strukturierten Grund“, ein

Konstrukt, das Kontinuität und Einbindung betont, wird bei *Wheeler* der gleiche Stellenwert wie der Figurarbeit zuerkannt. In der bereits erwähnten Tagung in Boston 1992 war es das beherrschende Thema.

*Erving Polster* versucht in „A Population of Selves“ die „fractured identity“ (S.4, *E. Polster* 1995) als notwendigen Entwicklungsprozeß zu sehen. Personen haben nicht von vornherein ein prägnantes Selbst, sondern eine Vielzahl von „member-selves“ und ein „essential-self“ (S.43f, ebda). Identität wird gewonnen durch die Auseinandersetzung mit der Welt und sich selbst - hier deckt sie sich mit dem prozeßhaften Identitätsbegriff mit der Psychoanalyse und der Integrativen Therapie. Der Prozeß ist aber bei *Polster* der alte Gestaltprozeß der „Konfiguration“: Aus dem Grund der „member-selves“ gewinnt das „essential-self“ Prägnanz. Der Vorgang ist jedoch niemals abgeschlossen. „Still, in contrast to the multiform nature of self, the notion of a single image of who we are remains a strong attraction. (...) For some people this search for an easy sense of identity is nothing more than the wistful despair of grieving over an ancient fragment of themselves. Other seriously try to harmonize their behavior with the most desired qualities. We see this quest all the time in therapy.“ (S.8, ebda.)

Leben heißt also auch, diesen Prozeß nicht abzukürzen, sondern die Diversität des eigenen Potentials auszuhalten, zu bewältigen und positiv umzusetzen. Dabei haben auch widersprüchliche Aspekte nicht nur ihren Platz, sondern sind sogar notwendig. „Therapists considering the Population of selves that I propose can learn a lesson from music, where point/counterpoint interaction is a familiar compositional factor. In point/counterpoint, independent musical voices are set against one another. Some are complementary, others dissonant, but all contribute to the integrity and richness of the entire piece of music. (...) If diversity and dissonance add spice and depth to music, why not to the concept of self?“ (S.5 und S.13, ebd.)

Ich möchte diesen erfrischenden Ansatz zur Identitätsproblematik nicht geringschätzen. Er ist eine innovative Anwendung der Gestaltprinzipien und für die therapeutische Praxis inspirierend.

Soziale Problematiken wie Arbeitslosigkeit lassen sich aber als Identitätsstörung damit nicht begreifen, zumindest sehe ich derzeit keinen Weg. Vom politischen Standpunkt betrachtet scheint er mir sogar affirmativ, denn „die einseitige Reduktion des Sozialen auf das Psychologische ist für die Unterdrückten offensichtlich willkommen.“ (*Igor Caruso* S.60, 1972).

Die Einbeziehung des Leibes, der leiblichen Wahrnehmung als den Beginn und das Ende der persönlichen Existenz stellt einen Eckpfeiler der *Integrativen Therapie* dar. Der Leib ist aber immer in einem Kontext, der sozial, ökologisch und zeitlich ist, eingebunden. „Auf eine Formel gebracht ist Identität das Zusammenwirken von Leib (L) und Kontext (Kt) im Zeitkontinuum (Kn)“ (*Heinl, Petzold* ebda):  $I = Kt(L, Kn)$ . Die organisierte Arbeit spielt dabei eine essentielle Rolle (vgl. *Heinl, Petzold* 1985, S. 182). Neben den Basisfunktionen von Identifizierung, Identifikation, Rolle und Realitätsfeedback werden genannt:

- Sie ist notwendig zur Erhaltung des individuellen und kollektiven Lebens,
- ist kulturstiftend (Werkzeuggebrauch und -entwicklung seit der Steinzeit),
- gibt die materielle Sicherheit, die die Grundlage für den Lebensvollzug in allen seinen Facetten darstellt,
- ist in Zielsetzung, Inhalt und Form nicht zu trennen und Ausdruck der wesenseigenen Kräfte;
- sie wurzelt in den Notwendigkeiten, wird aber kraft der Gestaltung transzendiert,
- ist die Möglichkeit, Autonomie zu erfahren (ich kann es) und ein Stück Freiheit zu gewinnen,
- ist in der Form der Produkte eine Extension des Selbsts,
- ist die Materialisierung privater und sozialer Werte.

„So sind im Begriff der Arbeit Lebenserhaltung und Lebengestaltung gefaßt, Bewahrung von Identität und Verwirklichung, Bereicherung, Entfaltung von Identität“ (*Heinl, Petzold* 1985, S. 182). Gemeint ist in dieser wirklich umfassenden Aufstellung natürlich die „Idee der Arbeit“, die in der Realität ja nur in ihrer entfremdeten Variante anzutreffen ist, wie *Rolf Schwendter* im gleichen Band und bezugnehmend auf das Autorenpaar *Heinl, Petzold* kritisch anmerkt. Therapie der Arbeitsstörungen (und vermutlich auch des Entzugs der Arbeit, obwohl das nicht erwähnt wird) bedeutet nach *Swendter*: „... gleichzeitige (gebrauchswertanaloge) Hilfestellung zur (Wieder-) Aneignung der je eigenen Wesenskräfte und (tauschwertanaloge) Hilfestellung zur (Wieder)Verwertbarkeit der je eigenen Ware Arbeitskraft.“ (*Swendter* 1985, S. 37).

Wo andere Therapieschulen Defizite haben, schöpft die Integrative Therapie, wie wir sehen, aus dem Vollen. Es ist nicht nur das ceterum censeo des „sozialen Apriori“, sondern vor allem auch das Modell der „Fünf Säulen“, bei dem „Arbeit und Leistung“ einen Pfeiler darstellen. Für das Selbstwertgefühl und das Aufrechterhalten einer positiven Identität ist eine Zuschreibung von asozialem Verhalten, vor allem, wenn es auch den eigenen Werten widerspricht, desaströs. Der bereits erwähnte *Johannes Moser* erhob in einer groß angelegten Feldstudie die klischeehaften Zuschreibungen an Arbeitslose und ihre Selbstzuschreibungen („Jeder, der will kann arbeiten“, *Johannes Moser* 1993). Verstärkt wird die Wirkung durch das Faktum, daß dabei keinerlei Freiwilligkeit involviert ist und der Zustand nicht nur die eigene moralische

Minderwertigkeit, sondern auch die absolute Ohnmacht demonstriert.

Ganz allgemein hat der Weg zu einer Regionalstelle des Arbeitsmarktservice (AMS) für viele Menschen etwas Entwürdigendes. Die Berater bemühen sich zwar und sind mit der Problemlage ihres Klientels durchaus vertraut, sie sind aber sehr schlecht geschult, noch schlechter bezahlt und wechseln gern in eine höhere Position innerhalb der Verwaltung, sobald sie einige Dienstjahre dabei sind. Die Entwürdigung besteht nicht nur im sozialen Abstieg und ist nicht nur Teil einer Identitätskrise des Klienten. Sie ist durchaus objektiver Teil des Systems. Denn die eigentlich umworbenen Kunden sind die Firmen, die ja die Zusammenarbeit verweigern können, indem sie offene Stellen nicht bekanntgeben.

Nach einigen Jahren kommt es bei den meisten Arbeitslosen doch zu einem Heraustreten aus dem inneren Spannungsfeld und zu einer Verweigerung der weiteren Arbeitssuche, verbunden mit der Herausbildung prägnanter Abwehrmechanismen. In der Regel haben sich dann bereits diverse Folgeschäden der Arbeitslosigkeit körperlich und psychisch manifestiert und die „Kunden“ gelten als unvermittelbar. Die scheinbaren materiellen Vorteile der Tatsache, vom Staat Geld überwiesen zu bekommen, „ohne Arbeiten gehen zu müssen“, werden für eine Rettung eines Restes von positiver Identität herangezogen. In einer Umdeutung der Situation behaupten diese Klienten -von sich, schlau zu sein, es zu schaffen, den Staat an der Nase herumzuführen und eigentlich ein schönes Leben zu führen. Zum Teil ist dieses *Reframing* eine Identifikation mit dem negativen Fremdbild, das ihnen attribuiert wird. Ein sehr geläufiger Mechanismus: Wir erinnern uns an *Karl Moor* in *Schillers* „Räuber“, der auch erst zum richtigen Mörder wird, weil ihn sein Vater dafür hält. Den anderen Teil der Umdeutung kennen wir aus der Fabel vom Fuchs, der die Trauben verschmäht, aus dem für alle erkennbaren Grund, daß sie nicht erreichbar sind. Aus der Not eine Tugend zu machen, kann eine intelligente und sinnvolle Vorgangsweise sein. Wenn das Umdeuten aber so offensichtlich aus der Not geboren ist, daß es an Selbstbetrug grenzt, ist eine weitere Ausblendung der Realität notwendig, um die Abspaltung aufrecht erhalten zu können. Aus psychisch Gesunden werden so allmählich psychisch Kranke. Wobei die Abspaltung auch eine kreative Leistung darstellt, weil sie doch vor einer Wahrnehmung der ganzen Katastrophe schützt, die ja objektiv nicht zu ändern ist und nur zu einem Zusammenbruch führen würde. „Objektiv nicht zu ändern“ ist nicht ganz korrekt: Wer aufgrund fortgesetzter Schädigung seine Arbeitsfähigkeit einbüßt, wird aus der Fixierung entlassen und darf in Invaliditätspension gehen.

Zum Abschluß möchte ich auf einen meines Erachtens zentralen und bisher nicht beachteten Aspekt der Identitätsproblematik hinweisen: Genauso wie die Arbeitslosigkeit immer unter dem Aspekt der „Nicht- Arbeit“ gesehen wird, haben die Arbeitslosen als Gruppe *keine eigene Identität*. Personen mit physischen Handicaps schließen sich zu Gruppen zusammen und können über die Behinderung auch das Gefühl der Zugehörigkeit erfahren. Bei chronisch psychotischen Patienten wird die Gruppenbildung durch Sozialinstitutionen unterstützt und angeleitet. Arbeitslosigkeit aber hat keinen Krankheitswert. Weder bei den Betroffenen noch in jener Elite, die die Diagnose, Beurteilung und Behandlung von Therapiebedürftigen vornimmt. Ich habe erst einmal in meinem Berufsleben eine Selbsthilfegruppe von Arbeitslosen gesehen, und die hielt sich nur wenige Wochen. Die Gruppe als Ressource von Identität fällt für Arbeitslose weitestgehend aus.

*Kosik* (1973, 30) bringt es auf den Punkt, wenn er schreibt: „Der Mensch wird zur Wirklichkeit, wenn er Glied des Systems wird. Außerhalb des Systems wird er unwirklich.“ *Unwirklich* zu werden ist die radikalste Form der Ausgrenzung. Es bedeutet eine Existenz als Negation - als etwas, das man *nicht ist*. Es gibt traditionelle Modelle der Nichtarbeit in unserer Arbeitskultur: Der Pensionist, der Kranke, der Urlauber. Nicht viel mehr. Der Arbeitslose paßt in keines. Er ist ein Zwischenwesen, seine Existenz ist auf Flüchtigkeit angelegt, wie ein seltenes Isotop im Periodensystem, das ein Übergangsstadium von einer Form in die andere darstellt und nur kurz zu beobachten ist. *Arbeitslos sein* hat nur und nur in diesem eingeschränkten Sinne eine Existenzberechtigung: als *der Weg von einem Job zum anderen*. Wer auf diesem Weg verharrt, dem geht es wie den bedauernswerten mythischen Geschöpfen, die auf dem Weg in die andere Welt blockiert werden oder sich verirren. Praktisch alle Völker kennen in ihrer Mythologie solche Unglücksvögel, die durch alle ontologischen Kategorien fallen. Die Grabbeigaben bei Ägyptern und Griechen sind Nahrung und Geld für den langen Weg in die Unterwelt. Wer den Fährmann nicht bezahlen kann, kommt niemals drüber an. Er bleibt in der Metamorphose stecken. Ein anderes Bild einer Fixierung in einem Spannungsfeld.

Es gibt noch einen anderen, rein empirischen Zugang zu dem Thema: Wenn wir den Meinungsforschern glauben können, ist heute die häufigste Angst der Menschen die vor Arbeitslosigkeit. Setzen wir einmal dieses Faktum in Relation zu der symbolische Behandlung der Angst auf der Ebene der Kunst. Dort ist das häufigste Thema, wenn es um Angst und Horror geht, das Thema der Untoten. Die Geschichte von *Ahasverus* ist eine jüdisch-christliche Legende. Der Schuster, der angeblich von Jesus verflucht wurde, weil er ihm einen Ruheplatz auf der Schwelle seiner Werkstätte verweigerte, muß als „ewiger Jude“ oder „l'Ebreo errante“ auf ewig in der Welt herumirren. *Goethe*, *Chamisso*, *Lenau*, *Hamerling* sowie die Franzosen *Eugene Sue*, *Edgar Quinet* und *Simone de Beauvoir* widmeten dem Sujet Romane und Erzählungen. Er taucht in Irland als „Melmoth the Wanderer“ (*Charles R. Maturin*) ebenso auf wie als Krimifigur bei *Fruttero und Lucentini* und bei *Wagner* als „Fliegender Holländer“. Ich erspare mir, die Unzahl von

Filmen über das Thema aufzuzählen. (Von Aliens gebissene Menschen stellen übrigens nur eine besondere Variante von „untot“ dar.) Der Hausverstand legt uns nahe, daß es eine Verknüpfung zwischen den Themen der Wirklichkeit und ihrer symbolisierten Darstellung gibt. Was kann häufigste *reale Angst* und die häufigste *virtuelle Angst* verbinden? Die Vorstellung von Untoten (vgl. den Zombie-Kult) ist überall mit Horror verbunden. Ihre Definition ist wie „Arbeitslose“ eine semantisch rein negative. Auch die Erzählungen über Vampirismus handeln genaugenommen über Nichtidentität. Das zentrale Symbol der Identität in der Philosophie und Therapie ist zweifellos der Spiegel, als Schnittpunkt von Selbst- und Fremdbild.

„Nachdem ich den Gruß des Grafen erwidert hatte, wandte ich mich dem Spiegel zu, um mich zu vergewissern, daß ich mich getäuscht hatte. Diesmal war ein Irrtum ausgeschlossen, denn der Mann stand dicht hinter mir, und ich sah über meine Schulter hinweg. Doch im Spiegel war kein Spiegelbild zu sehen.“ (Stoker, 1994, S. 38). Wie man sieht, erkennt man Vampire daran, daß sie kein Spiegelbild haben. Es geht natürlich nicht um eine einigermaßen groteske Gleichsetzung von Arbeitslosen mit Vampiren oder Untoten. Aber die überaus heftige emotionale Ablehnung von Arbeitslosen durch die Mehrzahl der Bevölkerung (vgl. Moser 1993) wird durch die Einbeziehung dieser Perspektiven verständlicher. *Unwirklich werden* trifft den Menschen sogar auf einer tieferen Ebene als die der Identität. Es ist eine Bedrohung des „Archaischen Selbsts.“ In Frage gestellt wird ein fundamentales „Selbstgefühl“, nämlich „Das Gefühl von affektiver Betroffenheit (besser: affektiver Betroffbarkeit), von Wollen, Bezogensein, Verbindung-Haben zu Menschen und Dingen („Intentionalität“)“ (Rahm et al. 1993, S.93).

In den letzten drei Kapiteln der „theoretischen Figuren“ habe ich versucht, einige der aufgelisteten Phänomene durch heuristische Entwürfe zu erklären. Für eine Ableitung der Phänomene aus den Entwürfen - und nur das wäre eine Beweisführung im syllogistischen Sinn - fehlt mir der Platz ebenso wie für eine Beschreibung der Auswirkung auf die Krankheitslehre und die therapeutische Praxis. Es liegt im Wesen der Heuristik, daß sie unfertig ist und den Charakter von Anregungen hat. So will ich den vorliegenden Text auch verstanden wissen.

---

### **Zusammenfassung: Arbeitslosigkeit unter der Sicht der Integrativen Therapie / Gestalttherapie**

Im ersten Teil werden der geschichtliche und kulturelle Arbeitsbegriff abgeklärt und die wesentlichen soziologischen und klinisch-psychologischen Forschungsergebnisse kurz zitiert. Auf diesem Hintergrund stehen drei heuristische Konzepte: Erwerbstätigkeit als Ausdruck einer gesellschaftlichen Figurbildung. Arbeitslosigkeit bedeutet Nichtteilhabe an diesen „Sozialen Figuren“ und damit Isolation. Arbeitslosigkeit als Fixierung in einem unvollendbaren Bedürfniszyklus. Der Arbeitslose verharrt in einem blockierten Zustand, und kann das Feld nur um den Preis der Aufgabe seiner bürgerliche Existenz verlassen. Als Urmodell einer solcher Situation und als Beleg, daß es sich um eine menschliche Grundsituation handelt, wird der Tantalusmythos zitiert. Es wird vorgeschlagen, ein solcherart strukturiertes pathogenes Milieu „Tantalusfeld“ zu nennen. Arbeitslosigkeit als Bedrohung der Identität schlechthin. Der Arbeitslose ist jemand, der ausschließlich dadurch definiert ist, daß er etwas nicht ist. Die Grundangst durch „Nicht-Identität“ „unwirklich“ zu werden und durch alle ontologischen Kategorien zu fallen, ist ein Hauptthema der meisten Mythologien und der Horrorliteratur.

**Schlüsselwörter:** Arbeitsbegriff, Arbeitslosigkeit, soziale Isolation, Identitätsbedrohung, Integrative Therapie

### **Summary: Unemployment in the perspective of Integrative Therapy / Gestalttherapy**

An overview of literature reveals a lack of models explaining the pathogenous effects of unemployment. Three gestalt-theoretical approaches are presented in the article below.

- a) Work is seen as a mean of figure-formation on the level of society. The unemployed cannot take part in this essential social activity and therefore is excluded from the common achievement of identity and sense.
- b) Persons who have been looking for work unsuccessfully over a long period of time find themselves in an experience-cycle which can neither be completed nor abandoned. This block is not due to individual but external causes. The fixation in such a field is considered to be pathogenous. Unsolvability of this kind are named Tantalus-Fields.
- c) Becoming unemployed is described as falling into an ontological gap which causes a general diffusion of identity.

**Keywords:** The concept of work, unemployment, social isolation, menace of identity, Integrative Therapy

## LITERATUR

- Arendt, H., Vita activa, Piper, München 1996
- Besens, T.: Gesellschaft und Arbeit als Schwerpunkte der Therapie. In: Petzold, H. et al., Psychotherapie und Arbeitswelt, Junfermann, Paderborn 1985
- Boor, M., Relationship between unemployment rates and suicide rates in eight countries, 1962-1976. *Psychological Reports* Nr.47 (1980) S.1095-1101.
- Brenner, M.H., Economic changes and heart disease mortality, *American Journal of Public Health* Nr.61 (1971) S. 606- 611.
- Brenner, M.H., Estimating the Social Costs of National Economic Policy: Implications for Mental and Physical Health, and Criminal Aggression. *Joint Economic Committee of Congress*, Paper Nr. 5, Washington, D.C. (1976) Government Printing Office.
- Brinkmann, Chr., Finanzielle und psychosoziale Belastungen während der Arbeitslosigkeit *Mitteilungen aus der Arbeits- und Berufsforschung* (1976) Nr. 9, S. 397-413.
- Bruhns, H., Armut und Gesellschaft in Rom. In *Mommsen, Schulze* (Hrsg.): Geschichte und Gesellschaft Bd 24: Vom Elend der Handarbeit, Stuttgart 1981.
- Canuso, I.A., soziale Aspekte der Psychoanalyse, Westdeutscher Verlag, Hamburg 1972.
- Devereux, G., Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften, Hanser, München 1967.
- Engels, F., MEW, Bd. 20, (S.444), 1846.
- Eisenmenger, R.H., Illustration: Tantalus, in: *Schwab et al.*, Die schönsten Sagen des klassischen Altertums, Kremayr und Scheriau, Wien 1955.
- Europäische Kommission, Arbeitsplätze schaffen, Generaldirektion der Europ. Komm. für Information, ISBN: 92 827 5399 9, Brüssel 1995.
- Eyer, Does unemployment cause the death rate peak in each business cycle? *International Journal of Health Services* Nr.7, (1977) S.625-662.
- Frese, M., Arbeitslosigkeit, Depressivität und Kontrolle. In *Kieselbach, Th. und Offe H.*, Arbeitslosigkeit Individuelle Verarbeitung, gesellschaftlicher Hintergrund, Darmstadt 1979
- Freud, S., Das Unbehagen in der Kultur. In: *Freud S.*, Studienausgabe Bd.9, S. 191-270; S. Fischer, Frankfurt 1989. *Goodman, P.*, Natur heilt, Edition Humanistische Psychologie, Köln 1989.
- Harten, H.-C., Arbeitslosigkeit, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1980
- Heinl H. et al., Das Arbeitspanorama. In: *Petzold H. et al.*, Psychotherapie und Arbeitswelt, Junfermann, Paderborn 1985.
- Jahoda, M. et al., Die Arbeitslosen von Marienthal, Suhrkamp, Frankfurt 1984
- Jahoda, M., Wieviel Arbeit braucht der Mensch, Beltz, Weinheim und Basel 1983
- Jantzen, W., Arbeit und Arbeitslosigkeit als pädagogisches und therapeutisches Problem *Studien zur Kritischen Psychologie*, Bd. 24. Pahl-Rugenstein, Köln 1980.
- Jonas, P., Arbeitslosigkeit aus der Sicht der Integrativen Gestalttherapie, Graduierungsarbeit im ÖAGG, Sektion Integrative Gestalttherapie, Wien 1997
- Kasl, S.V., Changes in mental health status associated with job loss and retirement In: *Barret, J. et al.*, Stress and Mental Disorder. New York 1979
- Kirchler, E., Individuelle Folgen des Arbeitsplatzverlustes. Dissertation an der Universität Wien 1988
- Kitzler, R., Die Gestaltgruppe. In: *Ronall, R. et al.*, Gestaltgruppen, Klett-Cotta, Stuttgart 1983
- Kosik, K., Die Dialektik des Konkreten, Suhrkamp, Frankfurt 1973
- Koßmann, A., Die Arbeitslosigkeit und ein neuer Vorschlag zu ihrer Bekämpfung. In. *Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes*. Bd.11, S.366-384 ; Frankfurt am Main 1895
- Kratzer, F., Des Menschen hohe Braut. Franz Kreuzer im Gespräch mit Marie Jahoda, Jugend und Volk, Wien 1983 *Lancet, editorial*, Does unemployment kill? editorial 31.3.1979, London 1979
- Lewin, K., Kriegslandschaft In: *Zeitschrift für angewandte Psychologie* Nr.12. S.440-447; 1917
- Lewin, K., Vorsatz, Wille und Bedürfnis. *Psychologische Forschung* Nr.7, S.3307385. 1926
- Liberman, Eine organismische Formulierung der Gestaltgruppe. In: *Remall, R. et al.*, Gestaltgruppen, Klett-Cotta, Stuttgart 1983
- Lorenz K., Die Rückseite des Spiegels, DTV, München 1979
- Moser, J., Jeder der will, kann arbeiten. Die kulturelle Bedeutung von Arbeit und Arbeitslosigkeit, Europaverlag, Wien 1993
- Nelson, S.H. et al., Manpower training as an alternative to clisadvantaged adolescent drug misuse. *American Journal of Public Health* Nr.65, S.599-603, 1975
- Niess, F., Geschichte der Arbeitslosigkeit, Pahl-Rugenstein, Köln 1979
- Ovid P.N., Briefe aus der Verbannung, Fischer, Frankfurt, 1993.

- Pelzmann, L*, Arbeitsmarktpolitik. Individuelle Folgen von Arbeitslosigkeit, Inst für Arbeitsmarktpolitik, Linz 1988 *Perls, F.etal.*, Gestalt Therapy: Excitement and Growth in the Human Personality, Highland, New York 1994 *Petzold, H.*, Psychodrama Therapie, Junfermann, Paderborn 1979.
- Petzold, H. et.al.*, Psychotherapie und Arbeitswelt, Paderborn 1985
- Petzold, H.*, Integrative Therapie, Junfermann, Paderborn 1992
- Petzold, H.*, Integrative Therapie, Junfermann, Paderborn 1993
- Petzold, H.*, Krankheitsursachen im Erwachsenenalter: Perspektiven für Diagnostik, Therapie und Lebenshilfe aus integrativtherapeutischer Sicht in: *Integrative Therapie* (2-3), S. 288-318, 1996.
- Polster, E.*, Trends in Gestalt Therapy. The Cleveland Institute for Gestalt Therapy No.11, Cleveland 1967. *Polster, E.*, A Population of Selves, Jossey-Bass Publishers, San Francisco 1995
- Polster, E.*, Individuality and Communitary. 1992; reprint San Diego Gestalt Institute, La Jolla 1995.
- Polster, E.; Polster, M.*, Gestalt Therapy integrated: contours of theory and practice, Vintage books, New York 1973 *profil*, Das Unabhängige Nachrichtenmagazin Österreichs; Nr.8, Wien, 17.2.1997.
- Psychologie Heute*, Gemeinsame Erklärung Psychologischer Berufsverbände: Die psychischen Folgen von Arbeitslosigkeit, Bd.3, März 1983.
- Rahm D. et. al.*, Einführung in die Integrative Therapie. Junfermann, Paderborn 1993.
- Rinast, M.*, Psychotherapeutische und soziotherapeutische Interventionen in der Arbeit mit erwachsenen Arbeitslosen. In: *Petzold H., et.al.*, Psychotherapie und Arbeitswelt Junfermann, Paderborn 1985
- Ronall, R.; Feder, B.*, Gestaltgruppen. Stuttgart, Klett-Cotta 1983.
- Rumpeltes, Chr.*, Arbeitslos. Betroffene erzählen. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1982.
- Sainsbury, P.*, Suicide and attempted suicide. In: *Kisker; K.P.*, Psychiatrie der Gegenwart Bd.III, Berlin 1975. *Schnitz, H.*, Leib und Gefühl, Junfermann, Paderborn 1989.
- Schöry et.al.*, ohne Angabe von Erscheinungsort und -jahr im Original in *Kirchler, E.*: Diss. Wien 1988
- Schwender, K.* Therapie und Arbeit In: *Petzold, H. et.al.*, Psychotherapie und Arbeitswelt, Junfermann, Paderborn 1985. *Spector; P.E.* Population density and unemployment: The effect on die incidence of violent crime in the American City. *Criminology* Nr.12, S.399-401. 1975.
- Steinhilper, G.*, Arbeitslosigkeit und Kriminalität In: *Kriminalstatistik* Nr. 9. S.385-389, 1976
- Stoker, B.*, Dracula, Könenmann, Köln 1994.
- Stokes, G.*, Unemployment among school-leavers. University of Birmingham (mimeo). 1981.
- Todt, E. et.al.*, Zur Frühgeschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung 1800-1849. Berlin 1950
- Vidgenhouse, G. et.al.* The impact of unemployment and family integration on changing suicide rates in die USA, 1920 - 1960. *Social Psychiatry* 13, 239-248
- Wacker, A.*, (Hrsg.) Vom Schock zum Fatalismus, Campus, Frankfurt 1981.
- Wacker, A.*, Arbeitslosigkeit Soziale und psychische Folgen, Campus, Frankfurt 1983.
- Walle* Deutsches Wörterbuch, Bertelsmann Lexikonverlag, München 1991.
- Warenberg, K. et.al.*, Alcoholism syndrom related to sociological classification. *The International Journal of the Adictions.* Nr. 8, S.99-120. 1973.
- Wheeler, G.*, Kontakt und Widerstand: ein neuer Zugang zur Gestalttherapie, Edition Humanistische Psychologie, Köln 1993
- Zawadski, B. et. al.*, The psychological consequences of unemployment *Journal of Social Psychology* 1935
- Zinker, J.C.*, Der Entwicklungsprozeß einer Gestaltgruppe. In: *Ronall R.etal.*, Gestaltgruppen., Klett-Cotta, Stuttgart 1983

Adresse des Autors: Dr. Peter Jonas, Abergstr. 42, A-4040 Linz